Der Oberschlesier
12. Jahrgang, 12. Heft Dezember 1930

Alte und neue schlesische Weihnachtsbilder

Von Bernhard Stephan

Im Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau befindet sich ein zu den gemalten Flügeln eines großen Altares aus dem Jahre 1487 gehöriges Tafelbild der Verkündigung, das durch seine farbige Schönheit und seine Komposition eine bedeutende Wirkung ausübt (s. Abb.). In dunkelrotem, kostbar gesäumtem Mantel über weißem Kleid ist der Engel eilig hergekommen und hält plötzlich in tiefem Kniefall inne, ein geflügelter himmlischer Bote, der Segen und Verheißung bringt mit seinem grüßenden Spruch, der auf beweglichem Band in Marias Gemach, im Abstoßen sich aufrollend, rasch hinüberschwingt. Als hätte sein Knistern und das Rauschen und Schleifen von Flügel und Gewand des Engels sie aus ihrer Andacht geweckt, wendet sich Maria schräg zurück, die Hände gleiten vom aufgeschlagenen Buch, das auf einem dunkelgrünen Samtstreifen über dem Betpult liegt. Das Haar fließt blond herab über dem blauen Mantel, unter dem das mit dem Granatapfelmuster rotgolden gezierte Kleid sichtbar wird. Ein Teppich hängt hinten an der Wand mit demselben Muster. Die Himmelskönigin ist angedeutet, der Heiligenschein hebt Maria noch mehr als die Begnadete heraus. Auf der Bank im Vorraum stehen neben einem grünen Kissen Lilien in blauweißer Vase. Stille erfüllt den Raum, dessen Türen und Fenster der Luft und dem Hauch der Landschaft offen sind, die draußen im Grün der Erdschwellen, mit eingeschnittenen Wegen, im Schimmer des Flusses, im Blau der bergigen Ferne sich breitet. Klar und bestimmt ist in diesem aus der Zeit Wohlgemuts, der Dürers Lehrer war, stammenden Bilde alles gegeben. Die gespannten Kurvenlinien der Gewänder, kontrastiert von beweglichem Faltenwurf, sprechen mächtig gegen die Schärfe der Kanten, in denen das Hell und Dunkel der Pfosten und Wände des Gehäuses zusammenstoßen. In lebhaftem Rhythmus fügt sich das Fliesenmuster ein. Sehr einprägsam gibt diese Verkündigung, beispielhaft, symbolisch, die Einleitung zum dogmatischen Mysterium der Menschwerdung, es ist etwas stählern Überzeugendes in seiner Formulierung, der monumentalen Stimmung einer spätgotischen schlesischen Hallenkirche verwandt und dienend.

Für den ersten Blick ist manches auf dem Bild unserer Tage, der Verkündigung des oberschlesischen Malers Paul Plontke (s. Abb.) wie auf der alten Tafel: der rasch heranschreitende Engel im mächtig wallenden Mantel, die unwiderruflich feststehende Gebärde des Engels, das schräge Hinhorchen Marias, auch sie von weitem Mantel umflossen, der allerdings, als sollte sich ein viel Schlichteres offenbaren, von der Schulter herabfällt. Dazu das moderne Kleid, die wie im Traum sich lösenden Hände, die das kleine Buch halten, dessen Blätter sich so weich wellen. Die Monumentalität des Vordergrundes erweist sich als eine scheinbare, über die beiden beherrschenden Gestalten geht der Blick in die Traulichkeit des Zimmers mit dem Blumentischchen, den Fenstern, an denen Blumen stehen, den Bildern an den Wänden und durch das Fenster im Hintergrund hinaus auf die Straße des Alltags. Wohnlichkeit durchatmet das Gemach, verlockend ist es darin zu gehen, durch das Fenster zu sehen — welche Wirklichkeit zaubert der Künstler mit dem Geheimnis zusammen! Wie anders ist doch dieser Engel als auf dem alten Bilde, jungwirklich und überwirklich zugleich, zur mädchenhaften Gestalt hintretend, in deren Haar ein feines Leuchten webt. Unbegreifliches begibt sich in der Realität, der Alltag ist geheiligt. Ein Bild nicht für Kirchenhallen, sondern zur privaten, Einkehr haltenden Betrachtung und Erhebung. So ist Paul Plontkes Bild unter seinen vielen Weihnachtsbildern vielleicht eines der schönsten. Der Choral wurde zum Weihnachtslied. Aber er klingt weiter in ihm.

Auch Hans Zimbals weihnachtlicher Holzschnitt ist volkstümlich. Aber er will mehr Deutung geben, er gibt einem uralten Gedanken neue Form (s. Abb.). In Krakau gehen zur Weihnachtszeit die Christkindelspieler in die Häuser mit ihren leicht aus Holz und buntem Papier gefügten Bühnen, auf denen Figuren sich bewegen und biblische Geschichten spielen, begleitet von dem Sternenträger und dem Dämon, dem Turón, den das Licht vertreibt. Solcher Volksbrauch scheint in Zimbals Holzschnitt eingefangen. In alter Bilder Weise schwebt auf gebogenem Schriftbande der englische Gruß. Weihnachtsandacht! Aber ganz als Gegenwart geschildert: die Bank, auf der Maria sitzt, die kompakte Stallaterne auf dem Schemel, das Badeschaff, die hölzerne Krippe, die so sicher über dem seiner Kraft beraubten Drachen steht. Wie gewaltig ist er im Bilde! Doch nicht stört er, n i c h t s stört die selige Ruh des schlafenden Kindes, Marias Versunkenheit, den starken Glanz, der alles überstrahlt, mit seinem Schein alles überwindet. Kraftvoll und innig, warmen Glaubens voll, fand wieder ein Künstler unserer Zeit die heilige Nacht.

Diesem Holzschnitt sei ein köstliches Werk mittelalterlicher schlesischer Holzschnitzkunst angereiht, ein Relief von Christi Geburt, das dem Breslauer Diözesan-Museum gehört und im zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts gearbeitet ist (s. Abb.). Welche schwär-



Die Flucht nach Ägypten — Stickerei eines schlesischen Meisters um 1500



Geburt Christi — 2. Drittel des 14. Jahrh.



Verkündigung — Schlesischer Meister von 1487



Hans Zimbal „Weihnacht" Holzschnitt

merische Eindringlichkeit ist in diesem empfindungsreichen Werkchen. Statt aller Beschreibung möchte man sagen: sieh hin, wie schön ist es. Maria, liegend, hält das Kind beruhigend in seinem Bettchen fest. Ochs und Esel blicken staunend und sorgsam auf das neu geborene Wunder. Josef schläft. Die beiden kleinen Engelchen oben sind voll Glück und pressen die Hände zusammen. Ecce dominus veniet ... Dreimal, in stets erhöhter Tonlage, in freudiger Erwartung ruft es immer wieder die Adventszeit. So singt im Rondo diese holzgeschnitzte Melodie. Merkwürdig, ursprünglich nicht als Rundbild gedacht, ist diese jetzige Form doch so geschlossen, so dem ganzen Empfindungssinn des Schnitzwerkchens gemäß, daß wir es kaum anders auffassen mögen.

Die Meisterschaft des Erzählens in diesem Weihnachtsrelief möge uns zu einem anderen mittelalterlichen Bilde aus dem Marienleben führen, das, als Stickerei auf ein Meßgewand aufgenäht, zeigt, in welch engem Zusammenhang die volkstümliche Vorstellung der Geschichten vom Christuskind das ganze Mittelalter hindurch auch den Kultus begleitete (s. Abb.). Die Flucht nach Ägypten eines Breslauer Seidenhefters, der sie um das Jahr 1500 arbeitete, bildet den rechten Teil vom Querbalken des Rückenkreuzes auf einer Kasel aus italienischem Seidensamt. Die Heimsuchung, die Verkündigung, die Geburt Christi, die Beschneidung, Maria vor Simeon im Tempel mit dem Schwert, das ihr Herz durchbohrt, sind sonst noch dargestellt. Zart sind die Farben, der Mantel Marias in zwei ganz hellen blauen Tönen, der Rock Josefs hellrot. Er lenkt das Tier, das eben stehen bleibt und sich gelassen umschaut, es ist weiß gestickt, das Zaumzeug grau. So ist auch der Hintergrund, dem rote Fäden die Einteilung geben, die großen Heiligenscheine sind braun umnäht, innen sind die Strahlen rot über grauer Füllung. Von dem mehrfach abgestuften Grün des Bodens, er beginnt ganz hellgrün, heben sich die rosa Schuhe und die blauen Strümpfe Josefs ab, rosa ist noch die Innenseite des Mantels der Maria und die Münder, die Mütze Josefs ist blau, braun die Seitentasche, die er trägt. Die Farben der Seide haben einen metallischen Klang, im ganzen steht das Ensemble der Stickereien sehr mild zum violetten Untergrund der Kasel.

Der Beschluß unserer kleinen Sammlung von Weihnachtsbildern sei die Vignette mit der Anbetung der drei Könige aus dem oberschlesischen katholischen Gesang- und Gebetbuch, das Franz Hofbauer 1928 in Oppeln herausgegeben hat (s. Abb.). Das Bildchen zeichnete Carl Mense, der sich an Holzschnitte aus dem „Gulden Püchlein Unserer lieben Frau" (um 1450) hielt. Moderne und alte Kunst sind hier in ganz direkte Beziehung getreten. Ein feiner Legendenton ist in dem Menseschen Bildchen, in seiner graphischen Strichführung übrigens und der Auswägung des Schwarz und Weiß ein kleines Meisterwerk. Das Christkind, das Maria in still beglückter Würde hält,

geschmückt mit der Krone, die weiß aus dem schwarzen Rund hervortritt, greift munter nach den Schätzen, die der knieende greise König, der seine Krone ablegte, darbietet.



Schon drängt es den zweiten, Stehenden, sein königliches Geschenk zu reichen, nur der Mohr erscheint zurückhaltend oder verlegen. Leicht wächst die Palme des Morgenlandes auf, der Stern steht neben der Hütte.

Die alten Künstler wußten ihre Phantasie, ihre Frömmigkeit überzuleiten in einen Stil, der uns heute in seiner Ausdrucksgröße oder in seiner naiven Selbstverständlichkeit gefangen nimmt, erzählend uns mit sich führend oder lyrisch zum Verweilen einladend. Einige wenige schlesische Bilder zur Weihnacht — alte Meister und neue, die ihnen folgen —: sie sind ein Weg zu noch lange nicht gehobenem Reichtum.

Anm.: Den Druckstock für die Abbildung nach Paul Plontke, Verkündigung, die in Buch III der Künstler Schlesiens, herausgegeben vom Künstlerbund Schlesien, Breslau 1929 enthalten ist, stellte die Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau, freundlichst zur Verfügung, den Druckstock zur Verkündigung des Schlesischen Meisters von 1487 das Schlesische Museum der bildenden Künste, Breslau, ebenso das Photo nach dem Relief Christi Geburt, das im Kritischen Katalog Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters, herausgegeben von Heinz Braune und Erich Wiese, Leipzig 1929, Tafel 12, veröffentlicht ist.
Carl Mense, Anbetung der Könige aus „Friede sei mit Dir", Katholisches Gesang- und Gebetbuch 1928.

Wiegenlied für die Weihnacht

Von Leo Rinke

Leise fällt der Schnee.
Vom Himmel fallen Sternelein,
dem Kindchen in die Augelein!
Schlafe, schlafe ein!

Leise fällt der Schnee.
Vom Himmel fallen Federn fein,
die betten warm und weich dich ein!
Schlaf, mein Bübchen, ein!

Leise fällt der Schnee.
Christkind kommt leis zur Tür herein,
legt dir was Fein's ins Bett hinein:
Pferd und Wägelein!

Erlösung

Von Arthur Silbergleit

In der Nacht der Weihe schritt der greise Einsiedler Eusebius, dessen Klause am Rande des Forstes Jahr um Jahr Märchen träumte, ganz tief in den Wald hinein, um die Gebete seiner Seele mit der Andacht der Wipfel zu verbrüdern, seine Lieblinge, die Vögel, im Frieden schlummern zu sehen und mit seiner Mutter Natur Zwiesprache zu halten. Da vernahm er die Antworten der Erde und des Äthers in der Wiegsamkeit der Zweige bei den Liebkosungen der Winde und in einer überirdischen Musik, die vielleicht ein Seraph aus dem Wunderhorn des Mondes ausströmte, und er staunte über die festliche Pracht des Waldes, dessen Schneehermelin und Kristallkrone von den Schultern und dem Haupte Gottes abgesunken zu sein schienen. Überwältigt von der mystischen Schönheit der Stunde schrak der Klausner aus seinen Andachtsträumen jäh empor, denn er gewahrte unter den heiligen Gestirnen dieser Nacht plötzlich einen etwa 40jährigen, vierschrötigen Mann, dessen finsteres Augenpaar, narbenreiches Gesicht und dessen Flinte in der Rechten einen minder gottergebenen Mann vielleicht hätte erschrecken können. Eusebius aber empfand keine Furcht vor dem Fremdling, ja er rief ihm zu: „Komm doch mit mir, unbekannter Menschensohn, laß' uns gemeinsam in dieser Nacht der Weihe ein Friedensfest im Walde feiern!" Der Angeredete stutzte eine Weile, hatte alle Ursache zum Argwohn, denn er war der gefürchtete Wilddieb Xaver Tober, auf dessen Kopf die Behörden eine hohe Summe ausgesetzt hatten. Sollte der Einsiedler etwa ein gedungener Späher sein, der ihm in den Wald gefolgt war und unter seiner Kutte eine Waffe barg? Tobers Argwohn aber schwand, als er in dem Fremden Eusebius erkannte. Er scheute sich daher nicht, sich zu ihm zu gesellen, ja es lockte ihn plötzlich, als verfehmter Sünder neben diesem frommen Mann in der heiligen Nacht dahinzuschreiten, und er befürchtete in keinem Augenblick Verrat. Nun begrüßte Eusebius so herzlich Xaver, daß dieser fast verlegen wurde, sich bald als unwürdigen Begleiter empfand. Aber Eusebius half ihm über die Verwirrung seiner Gefühle bald hinweg: „So reicht mir doch Eure Hand, wir alle sind ja Menschenbrüder und Sünder!" Xaver blickte erstaunt zu Eusebius empor. So liebevoll hatte noch kein Mensch zu ihm gesprochen. Bisher hatten ihn die Häscher verfolgt, die Dörfler verflucht, hatten sich sogar Vater und Mutter von ihm abgewandt. Ja alle beargwöhnten ihn, aber ein Heiliger schenkte ihm nun sein Vertrauen. War Xaver nicht selber ein ewig gehetztes Wild, er, der berüchtigte Wilddieb, und hatte er sich nicht endlich nach dem Frieden einer Hütte gesehnt, aus der ihn nicht mehr die Schergen und die Dämonen seines Blutes rissen? Befreit von dem ewigen Alp seiner Unstetigkeit reichte Xaver

dem Klausner seine Rechte. Eusebius schlug ein und gewahrte zu seiner lebhaften Freude, wie sich die finsteren Züge des ewigen Ahasvers allmählich aufheiterten und verklärten, und er erlebte die Genugtuung, daß ihn Xaver um die Äußerung eines Wunsches bat, den er nach Möglichkeit erfüllen wolle. Da befreite der Klausner sein Herz von der Qual einer langen Spannung. Er hatte nämlich sogleich bemerkt, daß Xaver in seinem Schultersack ein lebendiges Tier trug. Aber erst jetzt traute er sich um die Befreiung des Gefangenen zu bitten. Es war ein ganz junges Reh, heute offenbar die einzige Beute des Wilddiebs. Dieser seufzte zuerst auf, dann aber löste er seine Schulterriemen, holte aus dem Ranzen das Tier, übergab es Eusebius, der es in seine Hütte trug und es ebenso wie den Wilddieb selbst mit Trank und Nahrung bewirtete. Xaver wagte zuerst nicht in die Klause des heiligen Mannes zu treten. Dieser aber wies auf die Weihe der Stunde und das Glockengeläut in den Lüften hin, das Friede wieder auf Erden und im Himmel und den Menschen ein Wohlgefallen verkündete. Jetzt erst fühlte Xaver die Allmacht und Zauberkraft des Erlösungsgedankens; denn wie ihn und das junge Reh menschliche Liebe von Leid befreite, könnte göttliche wieder in jedem Augenblick die Welt von allen Übeln erlösen. Und als er durch das Fenster der Klause hinausschaute, schien es ihm und Bruder Eusebius, als bekundete der Wald für diese Gnade der Welterlösung durch göttliche Kraft seinen festlich aufstrahlenden Dank; denn tausend Tannen schienen plötzlich zu einer einzigen zusammengewachsen, tausend Sterne auf diese als Weihnachtskerzen hinabgesunken, und Mensch, Tier und Baum eine gläubige Gemeinde, ja fast eine Dreieinigkeit geworden zu sein.

Nachmittags vor Heiligabend

Von Alfred Hein

Da wars wieder, als könnte ich nur die kleine Vaterstadt.
Nicht, als wäre ich weit draußen gewesen in aller Welt und bloß für ein paar Tage (auf der Durchreise!) heimgekehrt, nein, mich hielt eine müde Seligkeit gefangen, als reihte sich dieser tiefverschneite, glockensilberne, leisdurchwehte Tag an eine endlose Kette ähnlich gestimmter, die hafenstill mit einer geruhigen Heimat, mit einem behaglichen, zufriedenmachenden Beruf, mit einem Abend in gemütlichem Familienkreise verwoben sind. Man liest wohl auch Buch und Zeitung. Aber die wilden Geschehnisse in den nahen Großstädten berühren kaum anders wie aus Afrika, woher ich eben gekommen bin.
So ganz wie in der Jugendzeit war es wieder! Die Enge der Verhältnisse umgab mich ordentlich körperlich. Ich machte die Schultern manchmal schmal, um mich recht wohlig in das Idyll hineinzuschmiegen. Ich genoß lächelnd jede Minute, die um mich die nichtigsten Kleinigkeiten scharf malte, lang schlürfend ...

Und es geschah auch wirklich alles wie früher vor Heiligabend.
Und seltsam, nie ganz zu erklären, erhob sich in mir die Stimmung, als sei es ganz selbstverständlich und alltäglich, daß ich diesen Tag im stillen, liebsten Kreis verlebe.
Obgleich es mich selbst etwas schauspielerhaft anmutete, (denn Kind war ich nicht mehr), ließ ich doch in meiner Seele die neugierige Spannung von Stunde zu Stunde anwachsen, bis es ein Nichterwartenkönnen war. Und wiederum beklagte ein anderes, aber dumpferes Gefühl, daß morgen schon die weihesüße Freude vorbei sei, und ich wollte den Abend so lang wie möglich hinausdrängen ...
Das kleine längliche Zimmer, in dem alles seit Jahrzehnten unverrückbar und darum so vertraut lebendig umträumt, somit wissend von allen Ereignissen, durch die die Familie die Jahre entlang gegangen ist (o, wenn sie nach dem Abendbrot unter der mit mildgrünem Schirm gedämpften Lampe um den Tisch saß und der vergangene Tag durchsprochen, durchraten, durchweint und durchlacht wurde), ja, dieses kleine Zimmer, in dem mich am Erker der seit Kindheit getreue Traumthron: der lilablasse, schon rissige Lehnstuhl in seine meinem Körper so schmiegsam angepaßten Tiefen aufgenommen hat, o, dieses Zimmer umgibt mich wieder!
Aus der Küche durchs Schlüsselloch kommt manchmal der Rosinenduft herüber. Die Fischsoße wird also bereitet. Helldünne Worte meiner Mutter und meiner Schwester, die ich nicht verstehen kann und auch garnicht verstehen will, schläfern schmeichelnd mein Ohr und machen die eigentlich ganz alltäglich anzusehende Küchengeschäftigkeit irgendwie spannend, geheimnisvoll heut ...
Ich schaue zum Fenster hinaus.
Ich verfolge die in den singenden Rhythmen eines müden Kindes herniedertanzenden Flocken, einzeln: die, jetzt die, — jetzt die —. Und kommt eine, die ich ins Auge gefaßt, zufällig gegen das eisblumige Fenster geflogen, und ist es nur ein siebenfarbiges, vielzackiges Sternlein, dann betrachte ich es lang, und lasse mir wieder wie als Kind die Mär erzählen, daß es die Freudentränen eines Engels sei ...
Die Puppen im Kramladen gegenüber, die bunten Spielkugeln, der aufmarschierte Zug der Bleisoldaten (er erinnerte mich einen Augenblick lang an den vergangenen miterlebten Krieg), sie alle geben mir Kindheit, Heimat, Reinheit, Frieden wieder.
Die weißen Giebel gegenüber verhauchen schon ins Flockensilber, in das sich sanft verstärkend die Dämmerung mischt ... Der flackernde Kamin im Zimmer gewinnt Macht über das bleichende Tageslicht, — wenige Minuten springt die Wanduhr weiter — und seine Lichter tänzeln zaubergülden an den Wänden.
Mit geschlossenen Augen lehne ich mich zurück. Benommen von dem Rausch der Stunde, die ganz wie — einst — ist:
Die Abendglocken ziehen die heut schon menschenleer gewordene Straße herauf, ein

silberner Festzug, von dem ich mir das Märchen sage, ich würde ihn sehen, öffne ich die Augen . . .
Weihnachtsabendglocken! — — — Uns ist ein Kind geboren. Die Jungfrau Maria singt ihm das allererste Wiegenlied.
Hörst du's?
Ja! So sacht und süß! . . .
Wie Engelsflug wehts vorbei . . .
Ich gehe ans Klavier, das im Dunkel steht, und enttaste ihm inniglich das kindsseligste Weihnachtslied: „O du liebes Jesuskind, laß dich vielmals grüßen, alle Kinder die hier sind, fallen dir zu Füßen — — — — — schenk uns deine Liebe!"
Mein kleines Schwesterlein tritt ein und summt mit. Ich lächle. Meine heiße Wange lege ich in das junge, seidene Haar, ich fühle mich so vertraut der reinen Kindesseele, als wäre ich jung wie sie!

Zwei Hirtenlieder an der Krippe

Von Luise Meineck-Crull

Der junge Hirte singt:

So dunkel waren die Tage
Und sind nun so voll Licht.
Du Kindelein, ich wage
Mich dir zu nahen nicht.

Das Licht, das dir entstrahlet,
Verklärt mein schlichtes Kleid,
Daß es nun schimmernd prahlet
In eitel Herrlichkeit.

Ich kam von ferner Weide
Herbei durch Rohr und Ried.
Armut ist mein Geschmeide,
Mein Schatz ein Flötenlied.

Meine Flöte soll dir klingen
Ein süßes Wiegenlied,
Wie es die Drosseln singen,
Wenn Abend im Wald einzieht.

Mein ganzes junges Leben
Leg ich in deinen Schein.
Willst du dein Licht drein geben,
Will ich dein Eigen sein!

Der alte Hirte spricht:

Meines alten Hauptes graue Haare
Sind nun allesamt gezählt,
Wie die Tage meiner vielen Jahre,
Daß ihr' keiner fehlt.

Bald wird randvoll bis zum Überfließen
Ihrer Schale Rundung sein
Und bereit zum endlichen Ergießen
In das ewige Sein.

Jeder gab sein Teil an Müh und Sorgen
Und sein Teil an Glück und Leid.
Wie die Nacht vom Abend rinnt zum Morgen,
Rann ein jeder in die Zeit.

Dir will ich sie nun zu Füßen legen,
Du mein Heiland, Jesus Christ,
Und ich bitte: Gib du deinen Segen
Allem, was da war und ist!

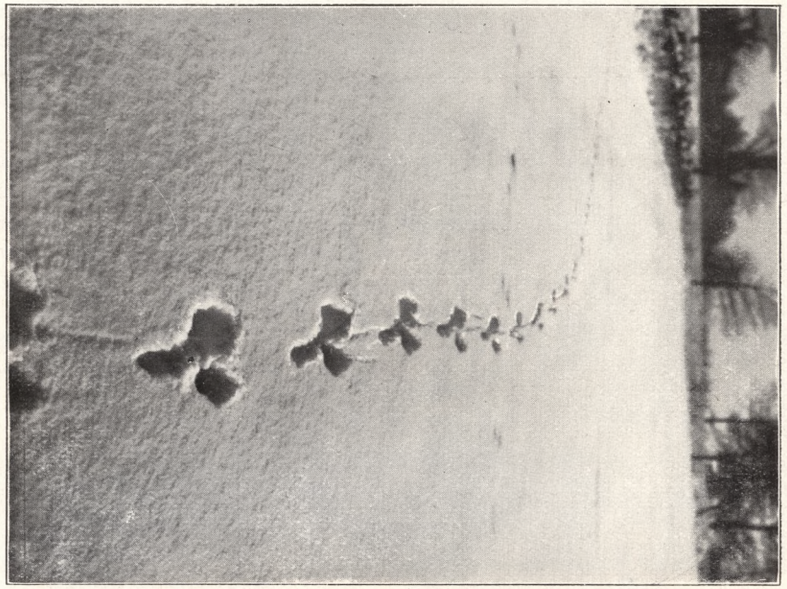
Und was noch wird, lasse du in Gnade
Bleiben hier in deinem Schein
Und mich so, am Ende meiner Pfade,
Selig und gesegnet sein!



Wo sich geisterhaft ein Kopf mit grünschimmernden Lichtern aus der Röhre herausschiebt



Da suchen die Hirsche in ihrer Not tief unterm Schnee nach altem Heidelbeerkraut



Eine Hasenspur ist es



Schwarzwildfährten

Können Tiere schreiben?

Eine Plauderei über die Schriftsprache der Tiere vom Autor des Buches „Spurschnee"

Es waren erst wenige Wochen, nachdem ich die Schulbank verlassen hatte. Das Urteil meiner Lehrer war alles weniger als verheißungsvoll und es fiel mir garnicht schwer, diese Wertschätzung zu bewahrheiten. Ich wurde das Sorgenkind der Familie und setzte schließlich dem Ganzen die Krone auf, indem ich eines schönen, bitterkalten Wintertages das Weite suchte und spurlos verschwand. Niemand, selbst ich nicht, hätte damals geglaubt, daß diese Tage so bedeutungs- und eindrucksvoll für mich werden könnten und das Fundament für einen neuen Lebensweg bilden würden.

Ohne Hut und Mantel, ohne Geld und Proviant, mit untauglichen Halbschuhen verließ ich heimlich das Elternhaus und strolchte in den eisigen Wintertag hinaus. Man hält es nicht für möglich, wie schnell ein Kulturmensch verwildern und vertieren kann. Leider ist ja das Wort „vertieren" in üblen Ruf gekommen. Wer aber einigermaßen die Tiere versteht und kennt, wer sie liebt, wird wissen, was ich darunter verstehe. Vertieren heißt nichts anderes, als wild und vogelfrei werden wie die Tiere draußen in der Natur. Und das war bei mir bald der Fall. Die Menschen mußte ich weiden, weil ich wußte, daß man mich suchte. Ich wurde scheu und floh vor jeder Person, die ich sah. Die Kälte und der Hunger ließen meinen Instinkt erwachen. Ich hatte nur noch Sinn für Nahrung und Schutz vor Kälte und den Menschen.

Nun — — lassen wir diese Tage verschwimmen. Sie sollen niemanden zur Nachahmung verleiten. Es waren furchtbare Stunden, böse Nächte. Aber eins werde ich ihnen immer danken: Sie haben mir die Augen geöffnet, haben mir einen Einblick in die Tierwelt verschafft, haben mich voll und ganz diesen Geschöpfen verschrieben.

Seit diesen Tagen bin ich den Tieren nahegerückt, habe ihre Seele erkannt und ihre Sprache erfaßt. Es klingt komisch, wenn ich sage: „Tiere können schreiben". Aber es ist in der Tat so. Damals bin ich drauf gekommen. Und nicht eher hat es mir Ruhe gelassen, bis ich das Material dafür zusammengesammelt hatte, um es allen zu beweisen und zu verstehen zu geben. „Spurschnee" ist das Buch von der Schriftsprache der Tiere. Möge es eine Brücke bilden zwischen Mensch und Tier. Und auf dem Boden des Verstehens wird bald die Blume der Liebe wachsen. Glauben wir nicht, daß wir allein der gebende Teil sind. Auch die Tiere können uns manches geben, können uns vieles lehren. Und wenn wir ehrlich genug sind, das anzuerkennen, werden wir wohl manches von den Tieren profitieren.

* * *

Wenn Frau Holle ihre Federbetten energisch ausschüttelt, daß unten auf der Erde nicht

ein dunkler Fleck mehr zu sehen ist, dann ist die Zeit gekommen, um die Schriftsprache der Tiere zu erlernen. Ihre Spuren sind die Buchstaben des Alphabeths. Und wer dieses kennt, wird mit einigem Mitgefühl schnell die Sprache erlernen.

Passen Sie mal auf, was man hierbei alles lernen kann. Jeder hat schon einen Hasen übers Feld laufen sehen. Wäre einer davon imstande, darnach das Trittbild der Spur zu zeichnen? Wohl kaum. Der Spurschnee aber zeigt es uns deutlich. Wer einmal eine Hasenspur gesehen hat, der vergißt dieses Zeichen nicht mehr. Doch damit ist's noch lange nicht getan.

Betrachten wir die Spur genauer, so erkennen wir, daß die Abdrücke der Vorderpfoten hinten und die der Hinterpfoten vorn sind. Fast klingt's widersinnig. Und doch ist es so. Der Hase setzt zunächst die beiden kleinen Vorderpfoten voreinander auf und überspringt diese dann mit den großen Hinterpfoten, die er nebeneinander aufsetzt. Wo hätte man früher auf so etwas geachtet. Jetzt im Spurschnee offenbart sich alles mit einer Selbstverständlichkeit, daß man sich fragt, wieso man bisher so blindlings an diesen Alltäglichkeiten vorübergegangen ist. Wir müssen zugeben, daß wir wohl sehen, aber fast nie beobachten. Und das wird uns der Spurschnee gründlich lehren.

Aus dem Trittbild des Hasen geht leicht hervor, warum er so große Sätze beim Laufen machen kann. Und wenn man einmal längere Zeit einer solchen Spur querfeldein gefolgt ist, dann ist man ehrlich über Freund Lampe erstaunt. Der Schlingel kann laufen wie kein anderer. Wenn uns der Schnee bis über die Knöchel reicht und wir uns auf dem holprigen Acker die Zunge abbeißen, hoppelt Mümmelmann ganz vergnügt und bequem durch den Schnee.

Bei einiger Ausdauer kann man unbeschreiblich viel aus solch einer Spur lernen. Ich ging einmal hinter einem Hasen her und ließ mich durch nichts beirren, der Spur zu folgen. Es kostete manchmal etwas Überwindung, aber trotz alledem — ich ging weiter nebenher. Mich trieb die Neugierde, was den Hasen zu einem so weiten Marsch veranlassen konnte. Weit!? — Gewiß, für mich war es weit, aber für einen Hasen mit seinen langen Sätzen!? Schließlich wurde es mir doch zuviel und als die Spur auf einer großen, glatten Schneefläche einen umständlichen Bogen machte, schwengte ich kurzerhand ab und durchquerte gradlinig den Kreisbogen. Kaum war ich einige Schritte gegangen, da dröhnte der Schnee dumpf unter mir und ehe ich es ahnte, war ich bis über die Knie im Schnee versunken. Jetzt war mir der Bogen des Hasen klar. Jetzt wußte ich auch, daß ich mich in einer glatt verwehten Erdmulde befand. Ich kannte die Stelle, aber ich dachte im Augenblick nicht daran. Der Hase mußte mich erst belehren. Schon wollte ich ihn dumm und umständlich schelten, aber das Einbrechen in die Schneewehe bewahrte mich davor. Ja, bezüglich Ortskenntnis können wir noch viel, viel von den Tieren lernen.

* * *

In meinem Buche „Spurschnee" befinden sich zwei Aufnahmen eines Kohlfeldes. Die erste machte ich am Abend nach einem langen Schneefall. Völlig überzuckert lag das Feld vor mir. Nicht eine alte Spur war mehr zu sehen. Mich reizte dieser Anblick, weil ich feststellen wollte, welche Tiere wohl des Nachts in der Finsternis hier herumstrolchen würden. Als ich am kommenden Morgen nachschaute, war ich einfach sprachlos. Ein Wirrwarr unzähliger Spuren durchkreuzte den Schnee und ließ kaum eine unberührte Fläche von der Größe einer Hand zurück. So also sieht das Leben bei Nacht aus! In einer ganzen Woche sieht man nicht soviel Wild, wie in einer Nacht hier versammelt sein muß. Der Spurschnee hat uns einen neuen Aufschluß erteilt.

Tierleben bei Nacht! Eine neue Perspektive eröffnet sich uns. Gehen wir mal bei stockfinsterer Neumondnacht hinaus in den Wald. Unsicher und tastend werden wir uns fortbewegen. Jeder Schritt vermutet einen Fehltritt. Und wie mag es den Tieren ergehen? Mögen sie sich auch so unsicher fühlen? Ich hab's erprobt und bin über die Erkenntnis einfach verblüfft. Ich nahm mir meinen Hund zu einem solch nächtlichen Spaziergang mit. Der Spazierstock war meine einzige Rettung in dieser Finsternis, in der man kaum seine eigne Hand vor den Augen sah. Mit seiner Hilfe tastete ich mich vorwärts. Und mein Hund? — Der raste quitschvergnügt an mir vorbei, sauste bald hier, bald dorthin und tat, als ob es nichts einfacheres gäbe, als durch solche Finsternis seinen Weg zu finden. Ich konnte mich nicht halten, ich blieb stehen und dachte: „Was sind wir Menschen doch für armselige Kreaturen!"

* * *

Äußerst interessant ist die Verfolgung einer Hermelinspur im Schnee. Es ist für die winzigen Pfoten dieses Tieres keine Kleinigkeit, im fußhohen Schnee den Weg zu bahnen. Sprung auf Sprung macht der kleine Blutsauger, um durch das eisige Element hindurchzukommen. Man könnte ihn bedauern, wenn man sich in seine Lage versetzt denkt. Schnee bis zur Schulterhöhe auf endlose Entfernungen. Armes Hermelinchen! Schaut nur, wie das verkörperte Quecksilber umhergetollt ist. Mit fast meterlangen Sprüngen setzt es seinen Weg fort. Bald ist es hier, bald wieder dort. Eben verschwindet es in einem Busch, schon kommt es aus einem Loch wieder heraus. Was nicht spiegelglatte Schneefläche ist und worüber das kleine Köpfchen des gierigen Räubers nicht hinwegschauen kann, muß untersucht werden. Und das alles mit einer Geschwindigkeit, mit einer Furcht, es könnte geschwind entkommen, ehe es untersucht ist, daß man über den winzigen Kerl staunen muß. Wo mögen die fast grenzenlosen Kräfte aufgespeichert sein? Ein Mensch würde müde werden, müßte er den ganzen Weg eines Hermelins auf seiner nächtlichen Jagdreise zurücklegen. Und dabei entspricht jeder menschliche Schritt einem Sprung von fünffacher Körperlänge des weißen Räubers.

Der große Mensch wird müde, das Hermelinchen aber läuft, hüpft und springt rastlos hin und her. Ein Grenzstein — muß untersucht werden; ein Gebüsch — muß durchstöbert werden; ein hohler Baumstubben — darf nicht außer acht gelassen werden. Was kann an einem alten, zerfrorenen Maulwurfshaufen schon dran sein, daß man nicht achtlos an ihm vorübergeht? Was kann unter einem abgebrochenen Ast schon drunter liegen, daß man nicht versäumt, unter ihm hindurchzuklettern? Es stimmen neunundneunzig gegen eins, daß in einer alten, zerfallenen Dränageröhre kein Lebewesen zu finden ist; das Hermelin aber huscht bestimmt dort hinein. Es mögen zwanzig, dreißig solcher Röhren kommen, in keiner mag etwas zu finden sein, aber wenn eine weitere solche Röhre kommt, ist der Räuber sofort drin. Der Mensch lacht über solche Einfältigkeit. Wo kann man heut im Zeitalter moderner Sachlichkeit, wo alles nur auf Berechnung und Logik aufgebaut ist, noch mit Möglichkeiten rechnen! Der Mensch sagt: Wenn neunundneunzig Fälle einen Fehlschlag bewiesen haben, kann auf den einzelnen, den hundertsten, keine Rücksicht genommen werden. Und das ist vernünftig. Das Hermelinchen aber handelt nach folgender innerer Anschauung: Rastlosigkeit ist meine Art. Mag ich auch neunundneunzigmal unnütz laufen, einmal werde ich doch zum Ziele kommen, werde das treffen, was ich neunundneunzigmal vergeblich suchte. Und das ist richtig, ist natürlich, ist lebenserhaltend. Man muß mit Verlusten rechnen, wenn man gewinnen will. Man muß an Möglichkeiten denken, selbst wenn sie widersinnig erscheinen.

* * *

Tierpsychologie ist zweifellos das aktuellste Thema moderner Zoologie. Nicht allein die Wissenschaft, sondern auch der Laie beschäftigt sich viel und eingehend damit. Besonders der Großstädter hat eine, wenngleich auch oberflächliche, so aber doch hemmungslose Neigung dafür. Er brennt förmlich danach, in das Seelenleben der Tiere einzudringen, sich an ihrer unverfälschten, reinen Naturverbundenheit gesund zu baden. Leider fehlt ihm dazu die nötige Gelegenheit. Gewiß, zoologische Gärten sind anregend, gute Naturfilme lehrreich und unterhaltend. Aber das eigene Erleben fehlt ihm. Und daran mangelt es eben dem Städter. Wenn er auch am Wochenende oder zur Urlaubszeit die stillen Wälder aufsucht, vom Tierleben wird er nur wenig zu sehen bekommen. Er ist darauf nicht eingestellt, weiß sich nicht zu bewegen und zu benehmen, um den Tieren nahe zu kommen, sie zu belauschen und zu studieren.

Anders ist es mit dem Spurschnee. Hier offenbaren sich die seltsamsten Geheimnisse der Tierwelt. Die Tiere werden selbst zu Vermittlern zwischen sich und den Menschen. Eindeutig und klar zeichnen sie im Schnee ihre „Eindrücke" auf, aus denen der verständige Spurenleser alles, selbst Hinweise auf das innere Erleben der Tiere entnehmen kann. Man muß eine gewisse Befähigung zum Lesen der Tierspuren haben. Man

darf nicht am „bloßen Buchstaben" hängen, darf nicht monoton Wort um Wort buchstabieren, sondern muß mit Gefühl und Verstand zu Werke gehen. Man kann das Spurenlesen am besten mit der Schriftdeutung vergleichen. Genau so wie es dem Graphologen weniger auf den Inhalt des Schreibens als vielmehr auf die Art, das Äußere der Schriftzüge ankommt, ist es auch im Spurschnee. „Zwischen den Zeilen" muß man lesen können, muß die Schriftzeichen auf sich einwirken lassen, um den tieferen Sinn zu erfassen.

Mein Buch „Spurschnee" soll dazu eine kleine Anleitung geben. Es ist darin keine Systematik zu finden. Willkürlich, wie die Natur uns die Schriftzeichen vorlegt, sind sie dort wiedergegeben. Jedes Tier ist in einem besonderen Kapitel behandelt. Die Bilder mögen das ergänzen, was der Beschreibung unmöglich ist. Wort und Bild fügen sich harmonisch zu einer Einheit zusammen und führen den Leser in die winterliche Welt mit ihren zauberhaften Schriftzeichen ein. Nicht nur für die Erwachsenen ist „Spurschnee" geschrieben, sondern ebenso gut für die reifere Jugend, der dadurch neben dem schönen Wintersport noch eine weitere Tätigkeit und Beschäftigung eingeräumt wird.

Möge „Spurschnee" eine Brücke bilden zwischen dem nervenzerrüttenden Tempo der Neuzeit und der harmonischen Ruhe und Abgeklärtheit der Natur. Sie allein ist das sichere Fundament für unsere Aufbauarbeit. Und wer sich immer wieder darauf zurückbesinnt, dem wird der Ansturm des gehetzten Großstadtlebens nichts anhaben können. Mit diesen Wünschen schickte ich „Spurschnee" hinaus in die Welt und hoffe, daß er seine Mission erfüllen möge.

Hans Stephainsky.

Anmerkung: Hans Stephainsky — „Spurschnee" ist im Verlag Richard Eckstein Nachf., Leipzig erschienen. Auf Kunstdruckpapier mit 77 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers in Ganzleinen gebunden 5,40 M.

Einsamkeit der Welt

Von Alfons Hayduk

Der Strom des Abends rauscht in dunklen Wellen
Verschollen um die Einsamkeit der Welt;
Es ist so still. Nur fernes Hundebellen.
Das Heimweh ist dir müde zugesellt.

Ach, alle Wege gehen ohne Ende
Tief in die Wälder namenloser Pein.
Hell in das Finstern bluten deine Hände
Und dein Gesicht mag von Gespenstern sein.

Der Schmerz bricht auf aus den vergessnen Jahren,
Die einst die Barken deiner Sehnsucht waren.
Der Strom des Abends trägt sie all zerschellt . . .

Verloren geht der Wälder dunkles Rauschen.
Was hilfts dir, angstvoll in die Nacht zu lauschen?
Dein Herz schlägt an die Einsamkeit der Welt.

Das Märchen vom oberschlesischen Wesen

Von August Scholtis

Die Länder unserer winzigen Erde haben das Rauschen eigentümlich.
Gleichsam den Bäumen des Waldes, den Blumen der Wiesen, dem feierlichen Lauf der Flüsse, dem Murmeln der Bäche, oder dem raschen Flug der Vögel, tönt aus ihnen urewiger Odem des unfaßbaren Schöpfers ...
Dieses Land da, einen Atom der Sonne näher, singt wie eine Blume. Jenes in den Regionen des ewigen Eises, aufklingt, hart, wie Stahl. Wieder ein anderes, in den Steppen des Ostens, raschelt wie rieselnder Sand, in angepaßter Monotonie und all diese Schwingungen wachsen in Momenten unglückseliger Aspekte, zu jenem grausigen Kreisen des menschlichen Blutes, auf daß es durcheinandertost und brüllt, gleich dem Aufschrei einer ächzenden Fessel, die der Mensch irgendwann von irgendwo zum nachdenklichen Geschenk entgegennahm ...
Die Flucht durch die Labyrinthe dieses unsterblichen Weh's führt diesen den Fluß entlang nach: „Weiß nicht wohin." Jenen dem Berg entgegen nach: „Nirgendszufrieden."
Wieder einen anderen aber nach: „Niemals kommt wieder" ...
Und allen bimmelt ein Wesen um die wunden Fußknöchel, ein verröchelndes Jucken um die durchscheuerten Kniekehlen. Wohl dem, der es weiß, was ihm geschieht! —
... Jener Schuster, mein Nachbar, dessen Gebeine zersetzt und ausgesöhnt einkehrten in die Heimaterde, ist eingegangen in das Paradies seines heimatlichen Wesens, jenes erhabenen Wesens, das er mit seiner aufgescheuchten Seele am Rhein, am Neckar, an der Mosel und im Schwarzwald gesucht, all dort aber, aus dieser unstillbaren Sehnsucht nur eine verkohlende Krankheit fand und fatalistisch heimbrachte, die ihn dazu geleitete, noch einmal in sich zu kehren, obzwar er in sich schon gewesen, und aus Haselnußstecken allerlei wunderliche Dinge zu schnitzen. Komische und erhabene Äußerlichkeiten einer todwunden Innerlichkeit ...
Für mich das verschnörkelte Gehäuse einer Wanduhr ... Jener erlöste Schuster hauchte ein winziges Stäubchen seiner Unruhe hinein:
Ticktack ...
Nun haust das Wesen meiner Heimat drin.
Ticktack ...
So klein, dem Sonnenstäubchen gleich.
Ticktack ...

So groß aber, wie die Butzenscheibe Oberschlesien, die Gott auf das silberne Band der Oder angenagelt.
Ticktack. Ticktack. Ticktack.
Das Pendel schwingt nach Osten. In Steppen, unermeßlich.
Tick.
Und ein unaussprechlich winziges Fädchen jenes Urwesens, das allmorgendlich aufgeht, rieselt entgegen, kreist in der Butzenscheibe im selben Nu, da es dem Baschkiren in die Hütte gedrungen, dem Eskimo die nicht umsonst geschlitzten Augen aufgeschlagen.
Tick ...
Glocken läuten. Der Morgen ist da. Und fromme Lieder brausen. Wirbeln die Butzenscheibe zum sinnbetörenden Sausen. Entfachen ihren Sprung ins Unausdenkliche ...
Tack.
Im Aufquellen jenes eigentümlichen Rauschens eines gewissen Landes, schlendert das Pendel rückwärts.
Tack ...
Gegen die Berge rechts, auf denen „Fuhrmann Henschel" Einhalt gebietend, seine Rechte hebt.
Tick. Tack. Ostwest. Ticktack.
Die Länder unserer winzigen Erde haben das Rauschen eigentümlich.
Ticktack.
Und die Stöße in dieser ewigen Harmonie, werden sich auflösen in die Gebiete der ewigen Scham.
Ticktack.
Indeß die Uhr ihr Wesen spielen läßt, ruht meine Mutter auf der Pritsche, denn es ist tiefe Nacht.
Ticktack.
Doch plötzlich schreit sie ungewöhnlich auf.
„Was ist," brüll' ich erschreckt? ...
Doch schon ist alles wieder ruhig, ruhig ...
Ticktack.
„Was war denn, Mütterlein?"
„Nichts, nichts", beteuert sie; „Nur Mora war wieder da." ... Ticktack ...
Mora! ..
Da schnarrt die Uhr, denn sie hat mich verstanden ...
Ticktack. Ostwest. Ticktack.

Drei Gedichte von Robert Kurpinn

Katastrophen

Blitze Gottes durchzucken die Nacht,
reißen das Dunkel auf;
stürmt ein Herz um den letzten Schlag,
strömt alles Blut zu Hauf.
Nacht wird zu Tag,
die Quelle zum Strom,
zum Riesen der Zwerg,
und wolkenhoch
wächst das winzige Sandkorn zum Dom.
Urtiefen entfluten Flammen frei,
fressen, was schlecht, im Nu,
gluten, was echt, zum Opfer empor,
läutern das Ich zum Du. —
Und am Feuer warten Raum und Zeit
und schüren die Brände zur Ewigkeit.

Ich rufe Dich!

Ich rufe dich,
und du bleibst stumm.
Ich suche dich,
und ringsherum
starrt mich die tote Stille an.
Ich taste heiß
nach deiner Hand,
und kalt wie Eis
wächst eine Wand.
Ich schrei nach dir,
wie nach dem Quell
der Wüste Tier
in Durst verbrennt,
und Glutwind rennt,
verloht den letzten Laut. —

Aus roten Nebeln
formt sich ein Gebild
und zittert über meine Seele hin:
Bist du es doch?
Und bist du noch?
Und harrst du mein? —
Wann bin ich dein?
Wann? — wo? — und ob? —

Gebet

Nimmst du mir alles,
was ich habe,
Herr, laß mir eins:
die Himmelsgabe,
zu suchen, bis mein Staub zerfällt,
woher ich kam,
wohin ich gehe!
Daß ich aus dieser Spanne Welt
zu deines Reiches lichter Höhe
den reinen Aufstieg finden mag.
Und wäre ich in Pein und Drang
dem allerärmsten Bettler gleich, —
an jenem letzten großen Tag
erkämpfte ich ein Königreich. —

Drei kurze Geschichten

Von Johanna Gaßmann

Parabel

Es war einmal eine Prinzessin. Sie hatte einen Hofstaat um sich, der ihr große Ehre erwies, denn die Herrin war mächtig und reich. Auch klug war sie, und da sie wirklich sehr klug war, so wußte sie, daß sie nicht schön und nicht anmutig war. Doch da sie immer in ihrer Hofequipage ausfuhr und stets eine gehörige Entfernung zwischen ihr und der Straße war, so kam ihre stolze Erscheinung sehr zur Geltung, und das Volk dienerte und sagte: „Wie gut heute wieder unsere Prinzessin aussieht!“ Als Sekretär hatte sie einen jungen Mann von Stande; der war hübsch und hatte ein angenehmes Wesen. Das sah die Prinzessin, und er gefiel ihr wohl. Dann hatte sie auch eine Kammerzofe, die Tochter eines der Hofköche, die war schön und höchst anmutig. Nun begab es sich, daß der Sekretär einen eiligen Brief für die Prinzessin schreiben mußte, und das Zöfchen war auch im Zimmer und nähte ein feines Häubchen für die vornehme Dame. „Ach,“ seufzte das Mädchen, „wie er dienert und knixt, und wie er stets zu ihren Diensten ist, wie gut hats doch solch vornehme Dame. Ach, wäre ich doch wie sie!“ Nun ging die Zofe hinaus, denn die Haube mußte noch mit dem Brenneisen getollt werden. Der Herr Sekretär schaute ihr nach. „Ach,“ seufzte die Prinzessin, „wenn mir doch ein solch lieber Mensch so nachsehen würde, so begehrlich, so voller Glut. Meinen Rang, meinen Reichtum gäbe ich dafür her. Ach, wenn ich doch so hübsch und anmutig wie sie wäre!“ Ja, ja, so sind die Menschen.

Trübe Fenster

Mitten in Berlin, im Herzen dieser großen Stadt, grade uns gegenüber, vielleicht zehn Schritte über den Hof, liegt die Rückfront eines Hauses mit vielen Fenstern. Ungefähr drei Fenster gehören immer zu einer Wohnung, und in zwei Fenster können wir, da sie mit unserer Etage parallel liegen, genau hineinsehen. D. h. wir könnten, wenn nicht das Geheimnis, ein trauriges, dumpfes Geheimnis hinter ihnen leben würde. Vier Jahre wohnen wir in unserem Hause, und in dieser langen Zeit sind die geheimnisvollen Fenster nie gereinigt worden. Das eine wird auch nie geöffnet, während das andre manchmal von einer greisenhaften Hand für einige Minuten etwa eine Spanne breit offen gehalten wird. Doch auch dieses Fenster ist in den vier Jahren nie gesäubert worden, nie ist der schon sehr graue Vorhang aufgezogen worden. Wie gesagt, außer

der flüchtigen Hand merkt man kein Lebenszeichen. Was mag die Wohnung, zu der diese Fenster gehören, für Bewohner bergen? Vielleicht sind es alte Leute, die in der trüben Zeit der Inflation ihr Vermögen verloren haben. Ein oder zwei Zimmer haben sie an fremde Leute abgegeben, damit haben sie sich das Recht auf die zwei übriggebliebenen Räume erkauft. Sie haben nicht das Geld, um eine Aufwärterin zu besolden, sie sind zu krank, zu schwach, um die einfachsten häuslichen Arbeiten zu verrichten. Da haben sie sich in ihrer Einsamkeit hinter den trüben Scheiben wie ein paar Spinnen in ihrem Netz eingesponnen. Eines Tages werden sie — oder er — oder beide, was weiß ich, ob zwei ob ein Wesen dort haust, tot sein, und in der Zeitung wird stehen: In allergrößter Verwahrlosung wurde aufgefunden der frühere Rentner oder die ehemalige Privatiere Z.
Das sind auch Opfer des Krieges.

Nie?

Zehn Jahre war ich alt, saß in der Schule und unser Naturgeschichtslehrer hielt einen Vortrag, der uns ungeheuren Spaß machte, denn er sprach von Luftballons, auch Montgolfieren genannt. „Seht, Kinder, soweit ist die Menschheit gekommen, man kann in die Lüfte steigen und sich nach Wunsch wieder herablassen. Aber mehr, Kinder, wird uns nie beschieden sein. Toren faseln von einem lenkbaren Luftschiff, lächerlich, nie wird der Menschengeist ein Mittel erfinden, um nach Gutdünken die Luft zu meistern. Nie, Kinder, nie. Nicht wahr, Olga, das wäre nett, wenn Du anstatt unten bescheiden an die Tür anzuklopfen, als luftsegelnde Jungfrau durchs Fenster deinen Einzug halten könntest?" „Ach ja," seufzten wir Kinder, „herrlich wärs." Aber Herr Vogt hatte ja gesagt, nie würde ein lenkbares Luftschiff gebaut werden, und solch klugem Mann muß man unbedingt glauben. Also nie! nie?
In den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhundert in einer Gesellschaft, nun als vollwertiger erwachsener Mensch. Über das Wahlrecht wurde gesprochen, und ich erlaubte mir vor den anwesenden Herren kühn zu behaupten, daß ich von den nächsten Jahren das aktive und sogar das passive Wahlrecht der Frau erhoffe. „Lächerlich", sagte mein kluger Vetter und Arzt, und wie er das „Lächerlich" sagte. Verachtung für meine Behauptung, tiefe Acht über das Frauenwahlrecht lag darin. „Nie wird es in unserem deutschen Vaterlande so weit kommen und wenn, ich möchts nicht erleben!" Er hats erlebt.
Heute bin ich . . .zig Jahre alt und behauptete neulich, daß die Zeit nicht zu fern sei, die den Krieg am Kriege werde sterben lassen. Nie, wurde geschrieen! Nie?

Der Gefahrenherd Europas

Von Dr. jur. Alois Badura

Im entarteten Europa soll man nicht Wahrheit und Ehrlichkeit im politischen Leben erwarten. Die Geschichte unserer Zeit ist die Geschichte menschlicher Schwäche. Die Verwirrung der politischen Begriffe kann kaum mehr überboten werden. Aber auf keinem Gebiete treiben Henchelei und Lüge so trübe Wucherungen wie auf dem der Minderheitenfragen. Wilson war der Hexenmeister, der mit seinen Schlagworten von dem Selbstbestimmungsrecht und der nationalen Duldung die Geister rief, die seine Nachfahren nun nicht mehr los werden. Er war nicht der Arzt, der die offene Wunde des kriegsmüden Abendlandes zu heilen vermochte, und noch weniger sind die unter seiner Mitwirkung diktierten Pariser Vorortsverträge die erlösende Arznei. Die Minderheitenfragen haben sich ebenso wie Wilsons Abrüstungsthesen zu den übelsten Tummelfeldern des politischen Ränkespiels unserer Zeit entwickelt. In beiden Fällen negiert die politische Praxis hohnlächelnd die Idee. Abrüstung und das Recht auf kulturelles Eigenleben der Minderheiten sind Humanitätspostulate der Gegenwart. Aber man denkt nicht daran, diesen Forderungen nachzugeben!
Man begnügt sich mit schönen Gesten, mit schwungvollen Resolutionen, die zu nichts verpflichten. Es gibt sogar einen weitgehenden normierten Minderheitenschutz. Und der Völkerbund gefällt sich in der Rolle des Protektors aller Bedrängten, aller Minoritäten unter fremdnationalem Regime.
Die Minderheiten selbst und mit ihnen ihre Freunde überall in der Welt haben schon zu hoffen gewagt, daß eine durchgreifende Revision in der Gesinnung eintreten werde. Ein Aufatmen ging durch die 40 Millionen Minderheiten in Europa, als immer wieder in feierlicher Form ihr Recht auf nationales Eigenleben proklamiert wurde.
Heute ist diese Hoffnung längst einer tiefen Ernüchterung gewichen. Es hat sich nichts gebessert. Ganz im Gegenteil: die Reaktion marschiert. Gegenströmungen sabotieren die Neuorientierung. Und die politische Praxis zeigt eindeutig, daß der Geist nationaler Unduldsamkeit eher im Wachsen ist. Alle alten Fehler werden in verhängnisvoller Weise wiederholt. Unverantwortliche Elemente, die in ihrem engstirnigen Hurrapatriotismus die Gefahr nicht sehen, die sie heraufbeschwören, treiben allenthalben ihr verwegenes Spiel. Nur wenige Staaten bringen den Mut auf, sich zu einer Politik der nationalen Verständigung zu bekennen. Die meisten leihen den radikalen Hasadeuren sogar noch die Autorität des Gesetzes! Man hat erkannt, daß wirtschaftliche Knebelung das beste Mittel zur Entfremdung von dem Volkstum ist. Der Mensch, der einen erbitterten Kampf um die nackte Existenz führen muß, ist schnell bereit, alle höheren

Güter zu opfern, wenn dieses Opfer ihn nur wirtschaftlich sicher stellt. Hier setzen die Anhänger der Assimilisationstheorie den Hebel an. Enteignung und Absprechen der wirtschaftlichen Gleichberechtigung sind in den meisten Fällen wirksame Mittel, die schnell mürbe machen. Kommt dann noch eine unduldsame Schulpolitik dazu, so ist das Maß des Erträglichen bald erreicht. Wer dann noch nicht nachgibt, verfällt dem Terror radikaler Organisationen, die mit der Polizei gut Freund sind. So geschieht in einer Zeit, die äußerlich sich so freiheitlich gebärdet, Millionen Unrecht in so hohem Maße, wie nur je in streng absolutistischen Epochen. Die ganze Welt weiß es und schweigt! In Genf geschieht nichts. Es wird lediglich weiter geredet. Wäre das Objekt nicht so überaus bitter ernst, man müßte diese unerhörte Scheinheiligkeit belächeln, man wäre geneigt, das Doppelspiel, das hier getrieben wird, als eine Komödie und Versteckespiel zu werten. Auf keinem anderen Gebiete hat der Völkerbund so kläglich versagt, wie in der Behandlung der Minderheitenfragen. In nicht einem einzigen Falle hat der Völkerbundsrat von sich aus einer beschwerdeführenden Minderheit zu ihrem Recht verholfen! Trotz des Ansturms eines großen Teils der öffentlichen Meinung, trotz des persönlichen Einsatzes bedeutender Staatsmänner mit dem unvergeßlichen Deutschen Stresemann an der Spitze, ist in Genf kein Wandel möglich gewesen. Es fehlt einfach ganz offensichtlich an dem ehrlichen Willen zu helfen.

Angesichts dieser traurigen Situation muß man ernstlich die Frage aufwerfen, was eigentlich der innere Grund des Rückschritts ist. Dabei kommt man zu folgender Feststellung. Der Aufbruch der europäischen Volksgruppen hat eine nicht zu unterschätzende Gegenströmung wachgerufen. Die westeuropäische These der Gleichsetzung von Nation und Staatsvolk, die doch konsequent durchgedacht zu einem rücksichtslosen Assimilierungszwang führen muß, hat einen mächtigen Widerhall gefunden. Ihre Anhänger huldigen dem überspannten Nationalstaate, der keinen Schutz der Minderheiten kennt. Dazu kommen die neuzeitlichen Rassetheorien, die direkt zur Unduldsamkeit aufrufen und neuen Zündstoff in das unruhige Europa werfen. Mit Gewalt lassen sich aber die Minderheitenprobleme nicht lösen und Gewalt ist das Mittel, das aus dem Lager der Minderheitengegner dem Staate zugerufen wird, wenn es sich um die Frage der Stellung zum Nationalitätenproblem handelt. Im Zeichen der Auseinandersetzung zwischen den beiden Bewegungen, der Nationalstaatsbewegung einerseits und der Minderheitsbewegung anderseits wird die nächste Zukunft stehen. Noch läßt sich nicht voraussagen, welche Idee siegen wird. Aber das läßt sich prophezeien: wenn die Gegner der Minderheitenbewegung vollen Einfluß auf die europäische Minderheitenpolitik gewinnen, werden Auseinandersetzungen mit Waffengewalt nicht zu vermeiden sein; denn der Volkstumsgedanke ist zu mächtig, als daß anzunehmen wäre, die einmal erwachten Volksgruppen ließen sich ihr natürliches Recht ohne Gegenwehr nehmen.

Was bleibt angesichts dieser traurigen Prognose zu tun übrig? Wer auch nur etwas politische Verantwortung spürt, kann angesichts der nationalen Verzahnung Europas, die den Nationalstaatsgedanken eigentlich schon ad absurdum führen müßte, nicht zweifeln, welcher Bewegung er sich in seiner Haltung zu diesen Fragen anzuschließen hat. Vor allem aber muß man endlich den Gedanken der Vergeltung in Minderheitenfragen fallen lassen. Gewalt darf nicht herrschen, wo die Vernunft sagt, daß lediglich Verständnis weiter hilft.

Deutschland hat bisher in Minderheitenfragen ganz auf Seiten der Minderheiten gestanden. Die Regierung ist trotz mancher Anfeindungen auch konsequent liberal in ihrer Stellung zu den wenigen Minderheiten im eigenen Staate gewesen. Sorgen wir dafür, daß sich die Verantwortlichen nicht irre machen lassen, denn nur der Staat hat die Berechtigung, für die natürlichen Rechte der Minderheiten einzutreten, der den Minderheiten in seinen eigenen Grenzen hinreichenden Schutz gewährt.

Unser Geld und die schlesischen Münznamen im Wandel der Zeiten

Von Dr. Wolfgang Jungandreas

Im alten Rom befand sich am Tempel der Juno Moneta, der mahnenden Juno, die bei einem Erdbeben die Römer daran erinnert hatte, Opfer zu bringen, zufällig eine Münzwerkstatt. Dieser Umstand ist kurioserweise für die Benennung des Geldes in der romanischen und z. T. auch der germanischen Welt ausschlaggebend gewesen. Doppelt schmerzlich müßte dies dem Deutschen bewußt werden, wenn er in seinem Portemonnaie keine „Moneten" mehr hat, wenn nur noch Kupfer- oder heutzutage Messingmünzen den Rest seines „einst fürstlichen" Vermögens ausmachen. In der Zeit der Naturalwirtschaft war die Sache einfacher. Da tauschte man ein Schwert gegen soundsoviel Stück Vieh ein. Schon die Römer wandelten bei dem Tauschhandel das Vieh (pecus) in Geld (pecunia) um, und mit dem Stadium der Geldwirtschaft begannen die pekuniären Sorgen, sodaß auch der moderne Engländer heute mehr graue Haare wegen seines „fee", seines Bankguthabens, hat als vordem der angelsächsische Vorfahr Sorge um sein „feoh" (Vieh).

Die ältesten germanischen Münzbezeichnungen waren Pfennig, Vierding und Schilling. Der Pfennig (früher „Pfenning") wurde als Pfand gegeben. Sein Wert ist im Laufe der Zeiten recht zurückgegangen; denn sowohl der englische penny wie sein ehrlicher, aber noch ärmerer deutscher Vetter waren ursprünglich aus Gold gefertigt.

Der Vierding oder Vierdung hatte etwa den Wert von ¼ Pfund Silbers. Die alten Liegnitzer Urkunden (vgl. Schirrmachers Urkundenbuch der Stadt Liegnitz und ihres Weichbildes, Liegnitz 1867) berichten sehr häufig von der Zahlung von soundsoviel Vierdung. Als Gegenstück zu dem Familiennamen Schilling können wir in Liegnitz Vierdich aufweisen. Hier ist altes -ing zu -ich geworden, wie man dies ja auch sonst in schlesischen Familiennamen beobachten kann. Denn neben einander stehen Gottschling, Kiesling, Edling und Gottschlich, Kießlich, Edlich. In England ist der „farthing", der unserem Vierding entspricht, stark degradiert und macht nur noch einen Viertelpenny aus. Den Schilling kannten die Deutschen und Angelsachsen wie die Goten. Aus der Sprache der Goten wanderte er in alter Zeit ins Slawische.[1] Der Name dieser Münze, die gewöhnlich wohl 10 bis 12 Pfennigen im Werte entsprach, findet sich noch in England, Holland und den skandinavischen Ländern und hat vor kurzem in Deutschösterreich wieder seine Auferstehung gefeiert. Die lateinische Bezeichnung von Schilling war „solidus', d. h. dickes, festes ‚solides' Geldstück": unser Sold. So heißt auch „Söldner" und „Soldat" ursprünglich nichts weiter als „Schillingempfänger".

Eigentlich bedeutet das Wort „Schilling" soviel wie „abgespaltenes Stück (Metall)". An jene primitive Art, Geld durch rohes Abspalten von Gold- oder Silbersplittern herzustellen, erinnern noch der niederdeutsche, früher in der Göttinger Gegend geltende „Schärff" (eigtl. = Scherbe, schles. Schurb), dessen Name uns auch aus der Bibel in Gestalt des „Scherfleins der Witwe" geläufig ist, der flämischholländische „stuiver" (= Stumpf, Rest) und der „duit", eigentlich ein abgeschnittenes und minderwertiges Geldstück. In Ostpreußen kennt man noch die Bezeichnung Dittchen. Bekannt ist auch die Redensart „nicht einen Deut darum geben".

An jene Zeit, wo das Geld nach dem Gewicht abtaxiert wurde, mahnt uns noch das englische „pound" im Gegensatz zum deutschen „Pfund". Auch im italienischen Lire (aus lat. libra „Pfund") hat sich der Begriff des Geldwertes eingestellt. Frühzeitig markierte man ein bestimmtes Geldgewicht durch Einkerben. So entstand mit der Zeit aus der „Marke", dem Merkstrich am Gewicht, der Begriff Mark.

Ein großes oder dickes Geldstück nannte man Groschen. Im vorigen Jahrhundert galt in Bremen noch der „Grote" gleich einem halben Schilling. Über Holland ist das Wort nach England gewandert und wird dort „groat" geschrieben. Als man damit

[1] Germanisch skilling — wurde im Altslawischen zu sklęzi, wie kuning — „König" zu kunęzi, Silingia zu altslaw. Slęzi (= Silesia „Schlesien") und germ. penning — „Pfennig" zu poln. pieniądz wurde. Polnisches pieniądz ist ins Schlesische scherzhaft als Pennunse „Geld" zurückgewandelt worden. Schilling wurde im Schlesischen zu Schilg (vgl. oben Vierdi(n)g!) und bekam die Bedeutung „12" (Dutzend) oder „30". Es lebt noch heute in vielschilgemol „viele Male" im Dialekt fort.

begann, Bilder auf die Geldstücke zu prägen, bezeichnete man die Münzen nach diesen Bildern. So hieß der in der Göttinger und Eichsfelder Gegend geltende Mariengroschen nach dem auf ihm befindlichen Bilde der Jungfrau Maria, der Goslaer „Matthier" nach St. Matthias, der Schweizer Batzen nach Petz, dem Bären des aufgeprägten Berner Wappens, der Rappen nach dem Bilde des Raben, der englische „sterling" mutmaßlich nach einem Stern, der Kreuzer, die Krone nach dem Bild des Kreuzes und der Krone.[2] Der Göttinger Bürgermeister Tilemannus Friese berichtet 1592 in seinem „Müntz Spiegel / Das ist: Ein New vnd Wolauszgeführter Bericht von der Müntz etc." auf S. 37: „Also haben die Herrn noch heutiges tages auch Thier vnd Vogel auff jhren Müntzen / Einen Hirtz oder Hirsch / haben die Herrn von Stolberg. Einen Greiffen die in Pomern. Einen Beren die von Anhalt / Item die von Bern / vnd also dergleichen mehr."

Die allmähliche Inflation nicht nur des Geldes sondern auch der Münznamen zeigt sich überall, ob man nun gerade an die Mark, die Krone, den Pfennig, den Vierding oder an Gulden oder Oer denken mag. Der Gulden besteht heute bestenfalls noch aus Silber, ist aber keineswegs die „güldene" Münze mehr, ebensowenig wie der poln. złoty (zu złoty „Gold"). Das dänische „Oere" (niedrigste dänische Münze) macht dem seinem Namen zugrundeliegenden lateinischen Wort aureus „golden" wohl noch weniger Ehre.

Am interessantesten sind wohl die Herkunftsbezeichnungen bei den Münzen. Die Schreckenberger stammten aus dem sächsischen Bergwerk Schreckenberg (heute Annaberg), die Schneeberger aus Schneeberg in Sachsen. Nach Florenz hieß der Gulden auch Florin. Daher schrieb man früher z. B. 10 Gulden als „10 fl.". Aus Hall in Schwaben kam der Heller, der haléřů der Tschechen. In Schlesien heißt das Zehnpfennigstück im Volksmund Böhm (Biehma). Ein Zeichen ist dies dafür, daß ins mittelalterliche Schlesien eine ähnliche Münze aus dem böhmischen Nachbarland herübergewandert ist. Am merkwürdigsten ist die Geschichte unseres Talers. Seit 1518 wurden in Böhmen in dem Joachimstal die Joachimstaler Gulden geprägt, die kurzweg Taler hießen und allenthalben, in Niederdeutschland und Dänemark als „Daler", in Holland als „Daalder", Verbreitung fanden. Im Weltkriege hat der Nachkömmling des alten Talers in der Neuen Welt, der amerikanische Dollar, das Land seiner Herkunft, Deutschland, in die Knie gezwungen.

[2] Auch in Schlesien hatte man früher einen Rappengulden oder, wie Gryphius in seiner „Geliebten Dornrose" ihn nennt, einen Robengülden („een ungrischen Gülden, dan de Raben gefrahsen hotten"). Er hieß in Schlesien auch Rabendukaten, Rabengulden, Räbelergulden oder scherzhaft gelber Rabe und so wurde das Zahlen dieses Geldstücks allmählich zum „Berappen".

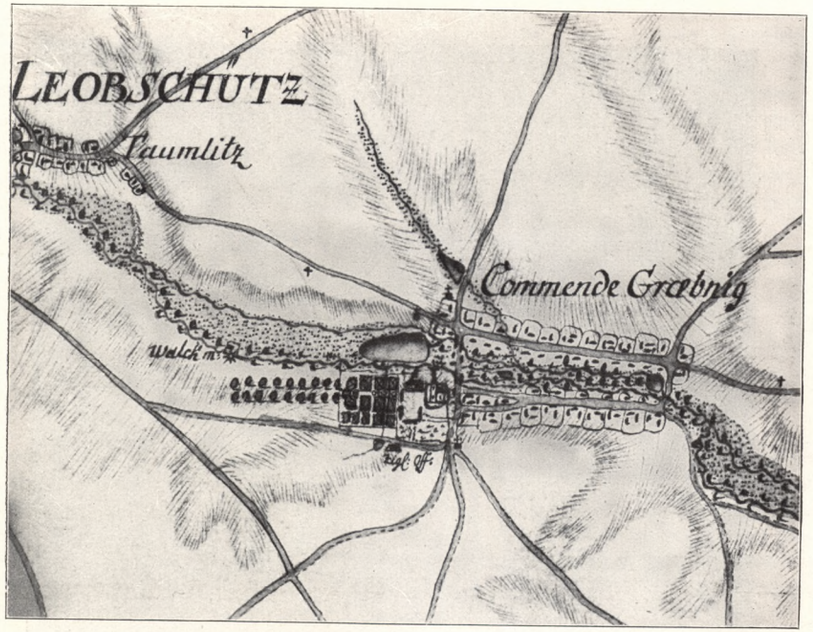
Schlegel und Eisen

Von Oswald Völkel

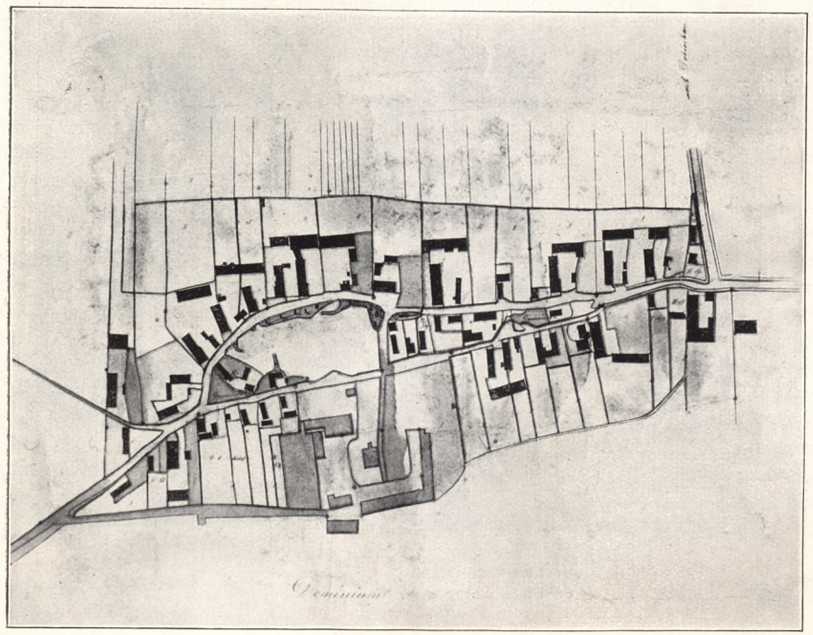
Schlegel und Eisen: das allgemein bekannte bergmännische Wahrzeichen; es zu tragen, ein seit undenklichen Zeiten durch Sitte und Gebrauch geheiligtes Ehrenrecht jedes Knappen.
Schlegel und Eisen: als Hauptgezähe bei bergmännischen Arbeiten schon aus dem Mittelalter bekannt. Bereits im sechzehnten Jahrhundert wurde dort, wo Bergbau umging, bei Spiel und Tanz gesungen:

„Den Bergmann lobt man überall,
den Bergmann tut man preisen,
das Erz und vieledle Metall
gewinnt er mit Schlägel und Eisen".

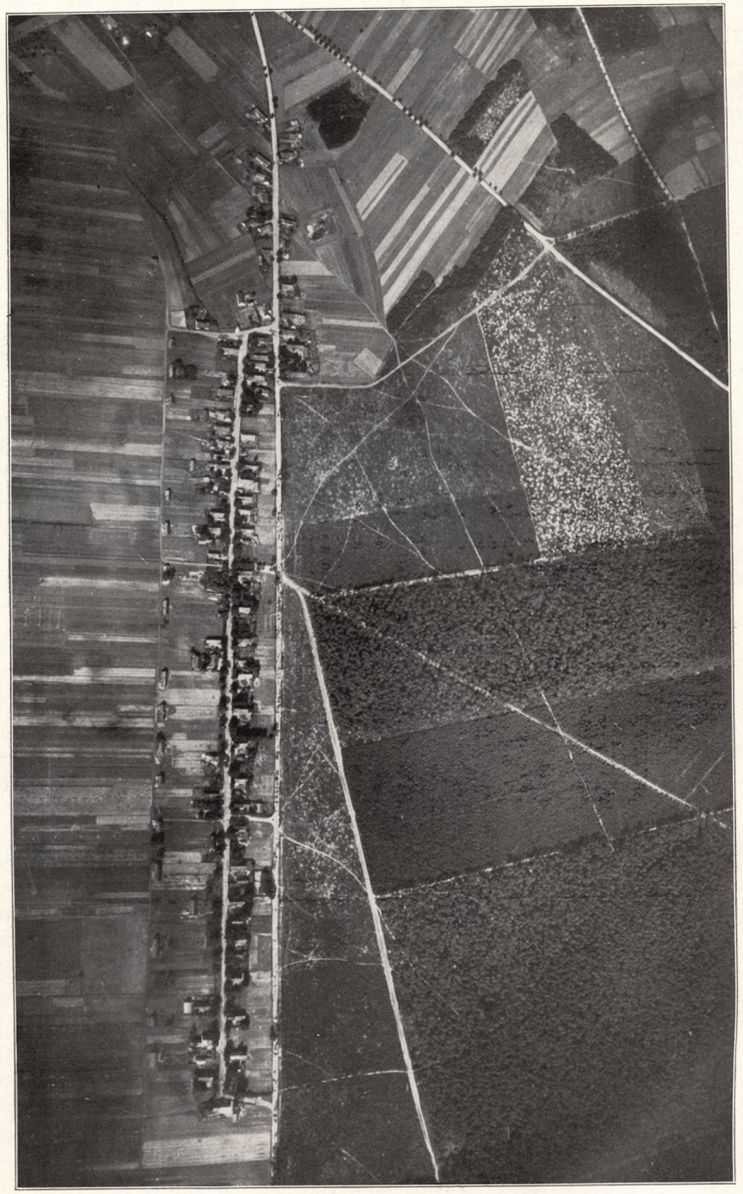
Der (gelegentlich auch das) Schlegel (Schlägel), ein eiserner, mit einer Hand zu führender Hammer; das Eisen (Bergeisen), ein spitzer, eiserner, in der Mitte mit einer Öffnung zwecks Befestigung an einem Holzstiel versehener Keil.
Die fortschreitende Schießtechnik und die damit immer stärker in den Vordergrund tretende Bohrarbeit drängten die bisherigen Werkzeuge mehr und mehr zurück. Als Sinnbild des Bergbaues jedoch haben Schlegel und Eisen heute noch allgemeine Geltung. Und zwar nicht nur bei den Schwarzkitteln allein, sondern auch in anderen Kreisen, insbesondere dort, wo Montanindustrie ansässig ist.
Es war ein glücklicher Gedanke, d a s „Schlegel und Eisen" zu einem Bestandteil des Wappens der jungen Provinz Oberschlesien zu machen. Da ein Provinzwappen häufig und bei den verschiedensten Anlässen Verwendung findet, so hat durch diesen Schritt auch „Schlegel und Eisen" in Oberschlesien noch an Bedeutung gewonnen. Wenigstens lassen verschiedene Anfragen nach seinem genauen Aussehen darauf schließen. Auch Wetten über seine richtige oder unrichtige Wiedergabe wurden schon geschlossen. Sogar in Kreisen, die selbst das Arschleder tragen, sind in jüngster Zeit Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht. Vermutlich haben hier die fehlerhafte bildliche Darstellung und die dazugehörige unrichtige Erläuterung, die Treptow in seinen Grundzügen der Bergbaukunde (I. Bd. 1925) gibt, Verwirrung angerichtet.
Nach diesen Darlegungen erscheint es gerechtfertigt, wieder einmal die bisher allgemein üblich gewesene Form des „Schlegel und Eisen" zu veröffentlichen. Die Zeichnung, nach welcher der Druckstock angefertigt ist, stammt aus dem Jahre 1854. Sie wurde durch einen vom 30. November 1853 datierten Erlaß Friedrich Wilhelm IV. an das Staatsministerium, „die von den Beamten auf den Dienstmützen zu tragenden Unterscheidungszeichen betreffend", notwendig. Dieser Erlaß ist auch in der „Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen in dem preußischen Staate", (Erster Band, Seite A 247) veröffentlicht worden. Eine darunter gesetzte Anmerkung gibt eine unzweideutige Erläuterung zu dem bei dieser Gelegenheit ebenfalls veröffentlichten Muster. Die Anmerkung besagt:
„Man findet „S c h l e g e l u n d E i s e n" sehr oft unrichtig dargestellt, weshalb wir hier einen Holzschnitt von der jetzt allgemein festgestellten Zeichnung folgen lassen, und darauf aufmerksam machen, wie darin die beiden Stücke so liegen müssen, daß der Schlegel z u e r s t und zwar mit der r e c h t e n Hand zu ergreifen ist, sein Helm also ü b e r dem Stiele des Eisens liegen muß; ferner darauf, das der Schlegelhelm nicht oben hervorstehen darf, während der Stiel des Eisens aus diesem etwas hervorragt. Der Schlegel ist nach dem Schwingungsbogen sanft g e k r ü m m t



Gröbnig, bei Leobschütz



Dobroslawitz, bei Cosel



Kolonie Schalkowitz, Kreis Oppeln

Aero-Institut Breslau

und seine Bahnen müssen daher radial liegen; wogegen das Eisen einen graden vierseitigen Keil bildet".

Da diese Anmerkung von der Ministerialabteilung für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen veranlaßt wurde — sie stammt vermutlich aus der Feder des damaligen Geh. Bergrats Rudolph von Carnall —, ist sie als „amtlich" anzusehen. Aber auch diejenigen, die eine solche Bevormundung ablehnen, werden zugeben müssen, daß es im Hinblick auf die modernen Ausführungen heutiger Künstler wünschenswert ist, daß sich die alte edle Form des „Schlegel und Eisen" wieder allgemein durchsetzen möchte.

Anm.: Das Gesperrte ist auch im Urtext so gedruckt.

Mensch und Scholle

2 neue Bücher zur Siedlungskunde

Siedlungsgeschichte wird vielfach noch als Teil der Erdkunde oder als Anhängsel der Geschichte betrachtet und ist doch recht verstanden, zur Siedlungskunde erweitert, eine Wissenschaft mit eigenen Zielen und eigener Methode, die eine höchst selbständige Stellung einnimmt, mehrere Hilfswissenschaften in sich vereinigt und alle anderen Wissenschaften vom Boden und dem darin wurzelnden Volke wesentlich bereichern kann. Vom Boden und vom Menschen! Was wir rein gefühlsmäßig sagen von der Verwurzelung im Boden, von Mensch und Scholle, hier findet es seine allseitig geschaute Grundlage und seine geistige Durchdringung.

Freilich scheint die Siedlungskunde auf den ersten Blick nur eine Anhäufung einzelner wenig zusammenhängender Forschungsergebnisse zu sein, ganz ebenso wie die Heimatkunde, von der es diejenigen, welche das Ziel und die Methode nicht genau kennen, auch sagen. Und so wenig die Heimatkunde die Summe aus Geologie, Landeskunde, Geschichte, Volkskunde und Naturkunde ist, sondern in Zusammenfassung und gegenseitiger Durchdringung etwas Artanderes, sowenig ist die Siedlungskunde nur die Zusammenfassung der Forschungsergebnisse ihrer Teilgebiete.

Mensch und Scholle stehen uns heute weit mehr im Mittelpunkte geschichtlichen Geschehens, geschichtlichen Forschens und Denkens als früher, da der Geschichtsunterricht in den Schulen vorzugsweise als Kriegs- und Dynastien-Geschichte, mit ein wenig Kulturgeschichte verbrämt, betrieben wurde.

Die Siedlungsurkunde ermöglicht uns, die Geschichte des Volkes zu erfassen und bietet für die Heimatkunde und Geschichte wertvolle Hilfsmittel besonders da, wo geschichtliche Urkunden und Überlieferungen lückenhaft sind. Das beweist für den schlesischen Raum das soeben erschienene umfangreiche Buch von Dr. Herbert Schlenger: Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien. Beiträge zur Morphologie der schlesischen Kulturlandschaft, 10. Heft der Veröffentlichungen der Schlesischen Gesellschaft für Erdkunde und des Geographischen Instituts der Universität Breslau, herausgegeben von Prof. Dr. Max Friederichsen. (20 M.)*

Der Verfasser hat sich ein doppeltes Ziel gesetzt: zunächst die Darstellung der verschiedenen Dorfformen Schlesiens, wobei nicht nur der Dorf-Innenraum, die Wohnfläche, sondern auch die Nährfläche, die Einteilung der Flur, Berücksichtigung fand, sodann die Verteilung der Dorfformen auf die natürlichen Gegebenheiten unseres Siedlungsraumes. Geologie, Klima und Biogeographie bilden die natürlichen Bedingungen der in ihrer wirtschaftlichen Struktur eng mit der Natur ver-

* Verlag Marcus-Breslau.

wachsenen ländlichen Siedlungen, die auch durch die Volkszugehörigkeit und die Zahl der zur Dorfgemeinschaft vereinigten Siedler ihren Charakter bekommen haben. Am wesentlichsten beeinflußt sind die Siedlungen natürlich durch den ihnen zu Grunde liegenden Zweck.

So werden die großen Siedlungsperioden, die slawische Zeit, die große deutsche Besiedlung im Mittelalter, die Gutssiedlung sowie die friederizianische Siedlungstätigkeit behandelt. Eine besonders eingehende Würdigung erfahren die planmäßigen Siedlungen, die im Gefolge der wirtschaftlichen Umgestaltung des Mittelalters entstanden, durch die unsere Kulturlandschaft eine grundlegende Veränderung erfahren hat. So konnte der Verfasser eine Liste von etwa 1000 schlesischen Dörfern mit deutschem Rechte zusammenstellen. In sorgfältiger Arbeit wurden die Verleihung des deutschen Rechtes oder die Umsetzung zu deutschem Rechte, die Erwähnung der Freijahre und des Schulzen, die Einteilung der Feldmark in große Hufen, die Nennung des Geld- oder Malterzehnts, der Pfarrwidmut und der Überschar als Beweise der Deutschrechtlichkeit eines Ortes herausgestellt. In der Übersichtsuntersuchung liegt ein ganz besonderer Wert des Buches. Besaßen wir doch bisher für Ostdeutschland wohl viele Einzelstudien, kaum aber eine solche umfassende Arbeit von deutscher Seite, während sie von polnischer Seite bereits vorlag. (Bogdan Zaborski u. a.).

In exakter Untersuchung ist das Angerdorf als die typische Form des deutschrechtlichen Dorfes erwiesen worden. Nicht mehr haltbar ist die alte Ansicht vom slawischen Rundling und Meitzens Anschauung vom slawischen Straßendorf. — Um auch das Volkstum der ersten Siedler all dieser Dörfer mit deutschem Recht eindeutig festzustellen, müssen freilich noch Sprach- und Mundartforschungen, Volkskunde, Wirtschafts-, Rechts- und Kirchengeschichte zusammenwirken. Eine lohnende Aufgabe für alle interessierten Forscherkreise im schlesischen Raum, die sich gewiß am ehesten als Gemeinschaftsarbeit wird lösen lassen. Als weitere Aufgabe sei genannt die Feststellung der durch die friederizianische Siedlungstätigkeit bedingten Änderungen in den wirtschaftlichen und völkischen Verhältnissen unseres Landes. Das vorliegende Buch gibt hierzu mannigfache und wertvolle Anregungen und Hilfen. — Dem Heimatfreund, der sich erstmalig mit Fragen der schlesischen Siedlungsforschung befaßt, wird die historische Zusammenstellung der bisherigen Arbeiten und Ergebnisse willkommen sein. Reiche Anregungen wird ein jeder auch aus den zahlreichen Karten und dem übrigen guten Bildmaterial schöpfen.

Als Bildproben können wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages die Abbildungen 1, 16 und 39 wiedergeben, die nach der Wredischen Kriegskarte von 1750, nach einer Aufnahme des Landeskulturamtes und nach einer Fliegeraufnahme angefertigt sind.

In diesem Zusammenhange sei auch auf eine andere äußerst wertvolle Schrift hingewiesen, das 197. Ergänzungsheft von Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, herausgegeben von Paul Langhans: Die Grundrißgestaltung der deutschen Siedlungen von Dr. Rudolf Martiny. (10 *M*.)

Diese Arbeit mit einer 60 Abbildungen aufweisenden Tafel will zeigen, „wie man durch Unterscheidung von Typen und ihrer Modifikation und der Beachtung der Übergangsbildungen unter Berücksichtigung der Verbreitung und Lage und unter Zurückführung auf wirtschaftliche, soziale und politische Vorgänge der Vergangenheit ein Bild des Entwicklungsganges des Siedlungswesens gewinnen kann".

Zwei Abschnitte gehen uns besonders an: „Die planmäßigen Gründungsdörfer" und „Das ostdeutsche Dorf und seine Fortentwicklung in Flecken und Stadt".

Endlich sei noch eine sehr nachahmenswerte praktische Arbeit erwähnt, die Monographie Piltsch, Kreis Leobschütz,* die Prof. Dr. Mak in Gemeinschaft mit anderen Wissenschaftlern und begeisterungsfähigen Schülern unter lebhafter Anteilnahme der Dorfgemeinde durchführte. Diese mit vielen Bildern ausgestattete Schrift gibt einen guten Einblick in die Struktur dieses deutschen Siedlungsdorfes und ist ein schöner Beitrag über Art und Wesen der oberschlesischen Siedlungen und ein Vorbild für die im Interesse von Wissenschaft und Volksbildung so notwendige ortskundliche Sonderarbeit überhaupt. Friedrich Stumpe.

* Erschienen als 2. Heft des laufenden Jahrgangs unserer Monatsschrift, auch als Einzelheft zu beziehen (Preis 1,50 *M*).

Zu den Abbildungen aus „Schlenger, Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien". Abbildung Gröbnig, Kr. Leobschütz.

Die durch Flußerweiterungen erweiterte Wiesenaue bedingt die rechteckige Grundrißform des Dorfes, dessen Innenraum wohl als Doppelweg anzusprechen ist. Die Bauerngehöfte (nach Wredes Designation 52 Bauern) liegen auf dem äußeren, die Häusler- und Gärtnerstellen (nach Wrede 115 Häusler und Gärtner) auf den inneren (Anger) Zeilen.

Dobroslawitz, Kr. Cosel.

Die Form des Angers und der Dorflage wird durch die Größe und Gestalt des Dorfteiches bestimmt. (Für diese Siedlung sind mehrere Beweise des deutschrechtlichen Charakters vorhanden.)

Kol. Schalkowitz, Kr. Oppeln. Friederizianische Kolonie. 1788 gegründet. Nach F. Triest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien. (Breslau 1865 S. 114) besaßen 19 Kolonisten, 4 Halbkolonisten und 7 Angerhäusler 315 Morgen Land.

Der älteste Grabstein Oberschlesiens

Pfarrer Paul Bretschneider in Neualtmannsdorf, Kreis Münsterberg, der unermüdliche und erfolgreiche schlesische Geschichtsforscher, bietet im 64. Band der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens" (erschienen Herbst 1930) „Studien und Bemerkungen über epigraphische und heraldische Denkmäler Schlesiens aus dem 13. und 14. Jahrhundert".

Den Abschnitt 8 dieser Arbeit widmet er dem Grabstein des Pfarrers H. († 27. November 1317) von Deutschkamitz im Kreise Neisse.

Es handelt sich um einen 169 × 70 cm großen Stein, der bei den Wiederherstellungsarbeiten in der Pfarrkirche zu Deutschkamitz 1912 entdeckt wurde. Der Stein ist aus Kunzendorfer Marmor. Die Wahl dieses Materials kann, wie Bretschneider bemerkt, bei der Nähe der Groß-Kunzendorfer Marmorbrüche (etwa 12,5 km Luftlinie von Deutschkamitz) nicht wundernehmen. Er fügt hinzu, daß wahrscheinlich auch die verlorene Peter Wlast-Tumba aus Kunzendorfer Marmor war, da ihre Umschrift von marmor splendens spricht. Dies wäre dann wohl die älteste bezeugte Verwendung von Marmor in Schlesien. Paul Bretschneider baut auf einer Arbeit weiter, die August Müller im Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins vom Jahre 1918 veröffentlicht hat. Er ergänzt diese Arbeit und fährt dann fort: „Der jetzt außen am Presbyterium der Kirche von Deutschkamitz mit Krampen befestigte Stein für Pfarrer H. ist, wie Müller schon in seiner Überschrift hervorhebt, „der älteste Grabstein des Neisser Landes". Nach meiner bis-

herigen Kenntnis des schlesischen Denkmälerbestandes möchte ich ihn sogar als den bei weitem ältesten datierten der ganzen heutigen Provinz Oberschlesien ansprechen. Zeitlich dürften ihm die bei Lutsch, Kunstdenkm. Schles. IV (1894) 45 u. 71 erwähnten unbeschrifteten Grabsteine aus Granit mit eingeritztem Kreuz zu Falkenau (Kr. Grottkau) und zu Oberhermsdorf (Kr. Neisse) nahestehen oder — nahegestanden haben, denn der Falkenauer Stein ist, wie mir Herr Pfarrer Max Herden 1929 bestätigte, inzwischen verlorengegangen".

Mit Erlaubnis des Schlesischen Geschichtsvereins geben wir den Deutschkamitzer Grabstein in dem vorliegenden Heft auch im Bilde wieder und möchten bei dieser Gelegenheit den Freunden der schlesischen Geschichte empfehlen, die Mitgliedschaft des Schlesischen Geschichtsvereins zu erwerben, der seit vielen Jahren und Jahrzehnten unbestechlich kritisch, fleißig und zielsicher arbeitet, was allein ein Blick in seine ausgezeichneten Veröffentlichungen zeigt, die eine der Hauptquellen zum Verständnis der schlesischen Vergangenheit sind und bleiben werden.

Die Schriftleitung des letzten, des 64. Jahrbuches hatten Wilhelm Dersch und Erich Randt in Verbindung mit Konrad Wutke, Wendt und Seppelt. Außer der Arbeit von Bretschneider nennen wir aus dem 64. Bande: „Oberdeutscher Handel mit dem deutschen und polnischen Osten nach Geschäftsbriefen von 1444" von Dr. phil. Marie Scholz-Babisch — „Archivalische Belege für Arbeiten Michael Willmanns und seiner Werkstatt im Auftrag des Klosters Grüssau" von P. Nikolaus von Lutterotti O. S. B. — „Gneisenaus Feldbefestigungsplan von 1813 in Schlesien" von Oberstudiendirektor i. R. Prof. Dr. Franz Wiedemann — „Geschichte einer Regierungszeitung in Oberschlesien" (Ein Beitrag zur Pressepolitik der preußischen Regierung 1849—50) von Akademieprofessor Dr. Willy Klawitter und „Oberschlesien und die polnischen Aufstände im 19. Jahrhundert" von Studienrat Dr. Alfred Lattermann.

Beispielsweise stellt die Arbeit von Alfred Lattermann eine wesentliche Bereicherung für das Verständnis Oberschlesiens und seiner Geschichte dar. Sie ist es wert, daß sie auch als besondere Broschüre herauskäme (77 Seiten)!

Auf die umfangreiche und wertvolle Bücherecke des Jahrbuches und den herzlichen Nachruf für Geheimrat Dr. Dittrich in Neisse sei noch besonders hingewiesen

Karl Sczodrok.

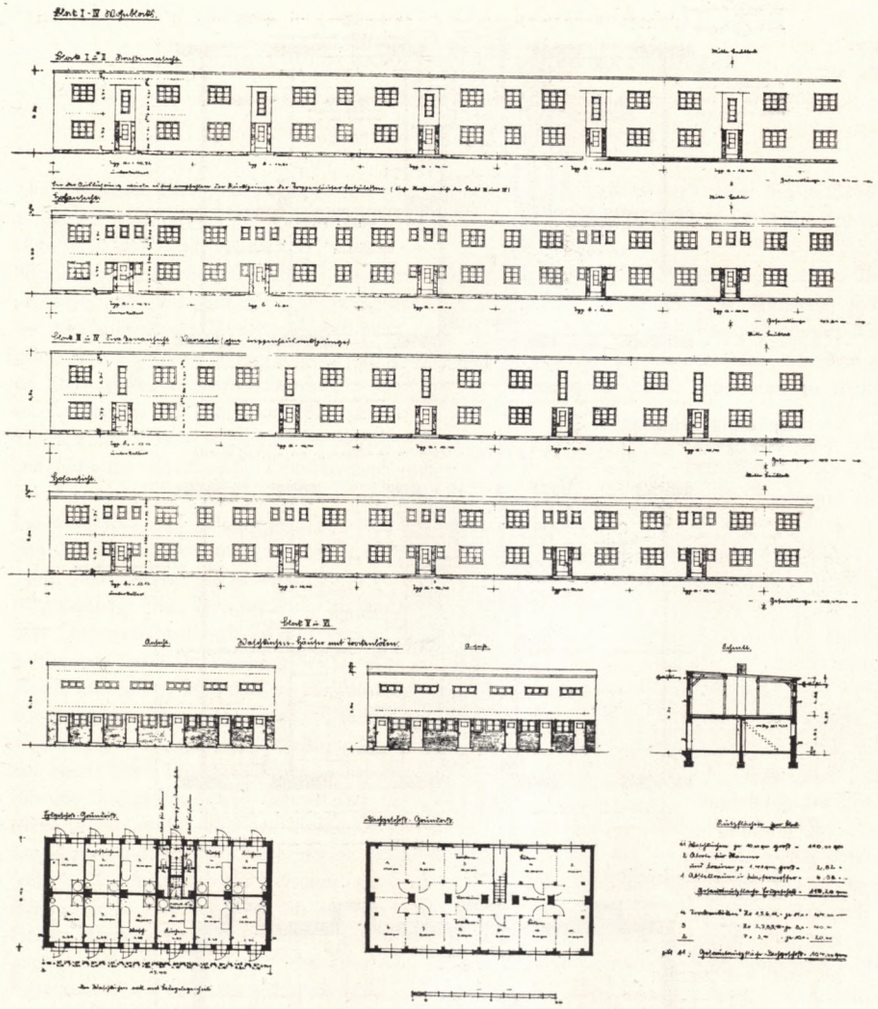
Am Soldatengrab

Von Erich Konietzny

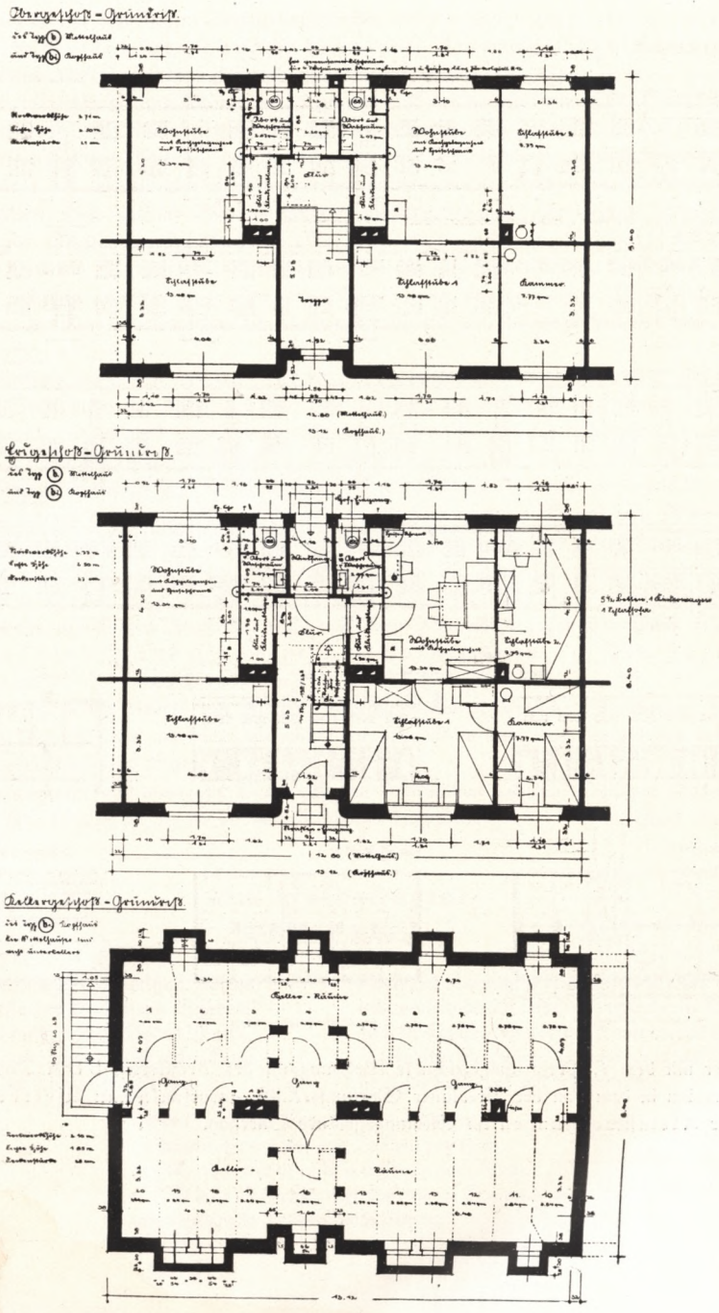
Hier Kamerad liegst du, zerrissen, zerfetzt,
bist ruhig gestorben du oder mit Schreien? —
Doch bist du hinüber, dein Leiden ist aus,
sieh, wir, die wir leben, wo ist unser Haus —
noch lichtet der Tod unsere Reihen.

Noch sind wir nicht still, noch schießen wir gut
und machen dem Feinde noch mancherlei Sorgen —
doch fleißig und herzlos der Sensenmann mäht,
er schneidet die Halme, frühmorgens und spät, —
heut' du Kamerad und ich morgen.

Es deckt nun von Erde ein Hügel dich zu,
die deinen ihn würden mit Tränen begießen,
sie sind, ach, so weit und sie wissen's noch kaum,
es küßt dich die Liebste noch lachend im Traum — —
wie werden die Tränen dann fließen.



Der mit dem 1. Preis ausgezeichnete Wohnungstyp des Architekten BDA Thomas-Breslau in dem von der Breslauer Siedlungs-A.-G. ausgeschriebenen Wettbewerb für Kleinstwohnungen im Siedlungsgelände Dürrgoy.



Ideenwettbewerb für Kleinstwohnungen einfachster Art in Breslau

Von Dr. Alfred Schellenberg

Die Breslauer Siedlungs-A.-G. hatte diesen Herbst einen Ideenwettbewerb unter den in Breslau ansässigen selbständigen freien Architekten zur Gewinnung von Plangedanken für Kleinstwohnungen einfachster Art ausgeschrieben.

Als Bauplatz war ein in Dürrgoy liegendes Gebäude vorgesehen. Die Bebauung war auf 2 Vollgeschosse, und zwar aus Sparsamkeitsgründen mit Flachdach, beschränkt. Die Wohnung sollte, für allerbescheidenste Verhältnisse bestimmt, einen Wohn- und Schlafraum für 4 Personen, Kochgelegenheit und einen Abort enthalten. Ungefähr ein Sechstel der Wohnungen war außerdem mit ein bezw. zwei Kammern auszustatten. Der kleinste Wohnungstyp durfte nicht unter 30 qm, die zweikammerige Wohnung ungefähr 50 qm Wohnfläche enthalten.

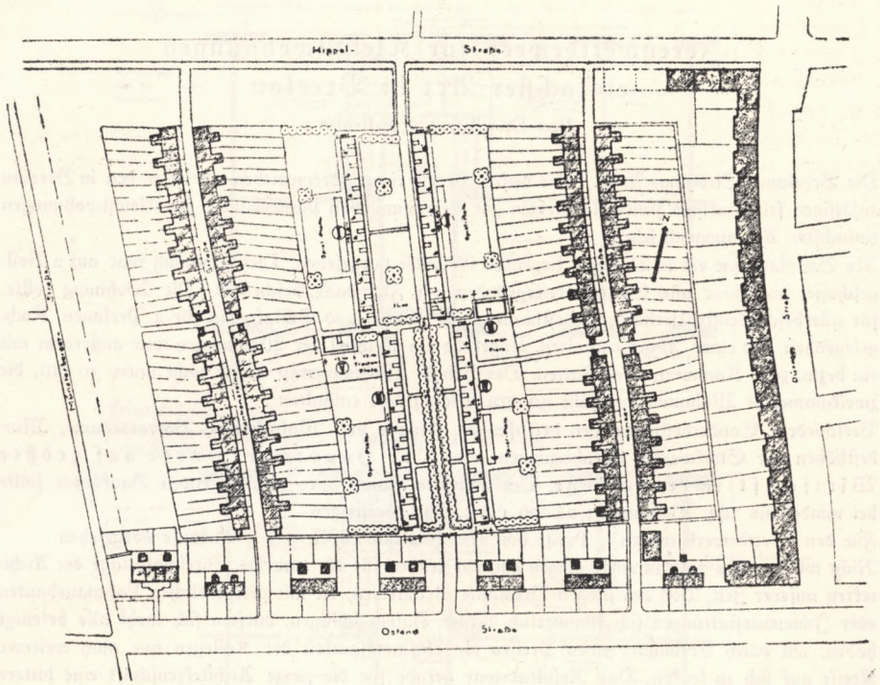
Verschiedene Sonderbestimmungen betrafen die Anlage von Waschküchen, Vorratsräume, Mindesthöhen der Stockwerke, Ofenheizungen usw. Der Hauptwert wurde auf größte Wirtschaftlichkeit gelegt. Der umbaute Raum aller zu schaffenden Baukörper sollte bei mindestens 144 Wohnungen 24 000 cbm nicht übersteigen.

Für den Wettbewerb waren 5 Preise von 1800 bis 800 RM. und 5 Ankäufe vorgesehen.

Nicht weniger als 79 Entwürfe gingen ein, ein Zeichen für die traurige Wirtschaftslage der Architekten unserer Zeit. Von den jungen Breslauer Architekten, die mit gelegentlichen Ladenausbauten oder Innenausstattungen sich kümmerlich durchs Dasein schlagen, dürften sich wohl alle beteiligt haben, um durch Erringung eines Preises die Aufmerksamkeit der Kollegen wie auch weiterer Kreise auf sich zu lenken. Das Resultat war gerade für die junge Architektenschaft eine bittere Enttäuschung, denn unter den 5 Preisträgern waren allein 4 BDA-Architekten, die bereits im Siedlungsbau langjährige Erfahrung hinter sich hatten. Wenn nachträglich von mancher, nicht mit einem Preis bedachter Seite an der Entscheidung Kritik geübt wurde, so geschah dieses lediglich aus Gefühlsmomenten heraus oder mit solch vagen Argumenten, die Einstellung des Preisgerichtes entspräche nicht den Anschauungen, mit denen die Jugend an das Problem des Siedlungsbaues heranginge. Demgegenüber muß gesagt werden, daß das Preisgericht völlig objektiv sein Urteil gefällt hat, und daß man in keinem einzigen Falle von einem Fehlurteil sprechen kann. Einmal mehr aber zeigte es sich auch hier, daß ein Wettbewerb selbst bei einer an sich noch so kleinen Aufgabe für den Bauherrn (insbesondere bei Behörden!) von Nutzen ist. Der dem Programm beigegebene Entwurf des Breslauer Stadtbauamtes erfuhr eine ganz wesentliche Verbesserung. Die Bauherrin hat durch diesen Wettbewerb eine Type erhalten, deren wirtschaftlicher und auch künstlerischer Wert die Unkosten für den Wettbewerb bei weitem aufwiegt.

Das aus 9 Herren überwiegend bekannten Baufachleuten zusammengesetzte Preisgericht erledigte seine Aufgabe in zwei an verschiedenen Tagen einberufenen Sitzungen. Am 1. Tag fielen außer 5 verspätet eingegangenen Entwürfen 44 wegen Nichterfüllung des Programms, Nichtbeachtung der polizeilichen Vorschriften, unbefriedigender städtebaulicher Gestaltung, zu aufwendiger Bebauung, mangelhafter Treppen- und Abortanlagen und ungünstiger Anordnung der Wohnungen in Bezug auf Himmelsrichtung und Durchlüftung aus.

Lageplan.



Am 2. Tag kamen dann in die engste Wahl 10 Entwürfe. Die Zuerteilung des 1. Preises an den Entwurf Nr. 27, d. h. an Herrn Architekt BDA Hans Thomas wurde einstimmig gefällt, „da sowohl die Art der Bebauung, als auch die Grundrisse und Ansichten wohnungstechnisch und künstlerisch am besten von allen Entwürfen gelöst sind". Da Thomas schon eine große Anzahl Bauten in Oberschlesien ausgeführt hat, seine Lösung für den Siedlungsbau allgemeines Interesse verdient, sei hier eine kurze Beschreibung gegeben.

Thomas wählte aus wirtschaftlichen Gründen den geschlossenen Zeilenbau. Zur Ersparung großer Umwege, um zum Hof zu gelangen, wurde jedes Haus mit einem Hofausgang, der übrigens in dem Projekt des Stadtbauamtes fehlte, versehen. Jede Wohnung erhielt einen kleinen Vorraum zur Kleiderablage oder Schrankaufstellung, ferner einen eigenen, vom Vorraum jeder Wohnung aus zugänglichen Abort mit Waschgelegenheit. Jede Wohnstube mit Kochgelegenheit hat einen kleinen Speiseschrank.

Für die Bebauung entschied sich Thomas für 4 etwa 100 m lange versetzt gestaffelte Baublöcke in nordsüdlicher Richtung mit Ost- und West-Besonnung. Die Waschküchen mit darüber liegenden Wohnungen wurden in besonderen Gebäuden untergebracht und zwar in der Mitte der einzelnen Baublocks.

Der von Thomas entworfene Wohntyp enthält
1. Wohnstube mit Kochgelegenheit und Speiseschrank,
2. Schlafstube,
3. Flur- und Kleiderablage,
4. Abort und Waschraum,
ferner einen Kohlenvorratsraum.

Das Fundament besteht aus Beton, die Außenwände sind in Ziegelmauerwerk auszuführen. Die Kellerdecken sind Horizontalmassivdecken ohne Unterzüge, die Erd- und Obergeschoßdecken sind teils Massiv-, teils Holzbalkendecken auf 12 cm starker Mittelwand.

Die Wohnstube mit Kochgelegenheit und Speiseschrank enthält an Möbeln: 1 Schlafsofa, 1 Geschirrschrank, 1 Kommode, 1 Arbeitstisch, 1 Mitteltisch, 5—6 Stühle, 1 Küchenherd mit Aufbau, 1 Ausguß, 1 Speise- bezw. Abstellschrank mit 4 Bordbrettern und Entlüftungen nach außen.

Die Schlafstube: 2 Betten, 1 Kinderbett, 1 Kleider- und Wäscheschrank, 1 Waschkommode, gleichzeitig Arbeits- und Toilettentisch, 2 Nachttische, 2 Stühle.

Die Flur- und Kleiderablage: 2 Bordbretter, darunter Haken oder 1 Schrank.

Der Abort- und Waschraum: 1 Druckspülklosett mit Frostsicherung, 1 Waschbecken, 1 Handtuchhalter, 1 Eckbordbrett mit Haken für Besen, darunter Eimer.

Der Entwurf: Thomas ist in der Ausführung begriffen und dem Architekten die weitere Bearbeitung und Oberleitung übertragen worden.

Bauherr: „Städtische Grundstücks-G. m. b. H., Breslau."

Bauleitung: „Siedlungs-Gesellschaft Breslau, A.-G.".

Oberschlesien im Spiegel deutschen erzählenden Schrifttums

Von Karl Kaisig

Unsere oberschlesische Heimat beschwingt die dichterische Einbildungskraft nicht ohne weiteres in dem Maße, wie etwa die liebliche Landschaft des Rheins und seiner Nebenflüsse oder die Majestät der Alpenwelt oder die moderne Weltstadt mit der Fülle und Schwere ihrer Probleme. Ihre Schönheiten sind weniger aufdringlich, sie liegen auch abseits von der großen Heerstraße des Verkehrs. Und so hat es erst ihrer schweren Leidenszeit bedurft, die allgemeine Aufmerksamkeit auf unsern Erdenwinkel zu lenken und seinen Besuchern aus aller Welt nebenher zum Bewußtsein zu bringen, daß die Heimat Eichendorffs keineswegs arm ist an stillen und feinen Reizen. Immerhin hat unsere Industrie, haben unsere königlichen Wälder und stolzen Herrensitze schon seit Goethes Zeiten und vereinzelt auch früher manchen auswärtigen Besucher und Durchreisenden schöpferisch befruchtet und so finden wir im deutschen Erzählerschrifttum doch einige bekannte Werke, die nach Oberschlesien herübergreifen, oberschlesische Geschichte, oberschlesische Landschaft und oberschlesisches Volkstum darstellen. Das Heimatschrifttum im engeren Sinne bleibt bei der hier gebotenen kleinen Auslese beiseite: hier soll lediglich an einigen Beispielen gezeigt werden, wie sich Oberschlesien in der Einbildungskraft von Nichtoberschlesiern spiegelt.

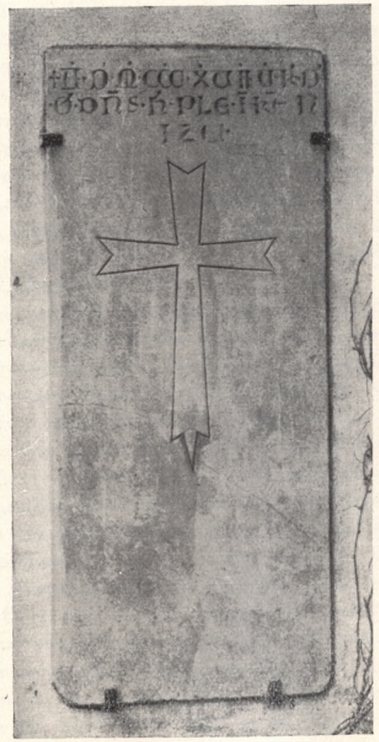
Beginnen wir in der Gegenwart, mit einem Unterhaltungsroman, der vor einigen Jahren in aller Munde war, aber wohl ebenso schnell auch vergessen sein wird: „Hochofen I" von Hans Richter mit dem Untertitel: Ein Roman aus Oberschlesien. Hans Richter führt uns nicht ungeschickt in das unrastige Leben der oberschlesischen Industrie, die fieberhafte Anstren-

gungen machen muß, um sich auf dem Weltmarkt lebensfähig zu erhalten. Er versetzt den Leser mitten ins Herz des oberschlesischen Industriebezirks, nach Julienhütte bei Beuthen, einem Ort, der jetzt nach der Trennung unmittelbar an der polnischen Grenze gelegen ist. Der Verfasser hat offenbar an Ort und Stelle Studien gemacht, und so fühlt sich derjenige, der das mächtige Hüttenwerk Julienhütte und den vor den Toren von Beuthen gelegenen betriebsamen Ort Bobrek kennt, darin wie zu Hause.

Hatte uns der Roman „Hochofen I" einen Blick tun lassen in das atembeklemmend hastende Leben eines Hüttenwerks der Gegenwart, so führt uns das folgende Buch in die stillgeruhsamen Anfänge unserer Industrie. Therese Devrients „Jugenderinnerungen" gehören zum eisernen Bestande des deutschen Schrifttums. Es ist das ein überaus liebenswürdiges Buch, das Selbstbildnis einer feingestimmten Frau, der es gegeben ist, mit frohen Augen ins Leben zu schauen und ihr inneres Erlebnis schlicht und abgeklärt wiederzugeben. Wenigen aber ist bekannt, daß dieses Erleben nach Oberschlesien herübergreift. Therese Devrient, geb. Schlesinger, war die Gattin eines Schauspielers aus dem bekannten Schauspielergeschlecht Devrient, dem sie 1824 die Hand zum Ehebunde reichte. Ihre Jugenderinnerungen beginnen mit ihrer Kindheit — sie war die Tochter eines Hamburger Kaufmannes. Der Mädchenname Schlesinger deutet auf schlesische Herkunft, und in der Tat war ihr Großvater väterlicherseits, wie sie in ihren Erinnerungen mitteilt, ein jüdischer Kaufmann mit Namen Levin, der aus einem kleinen Städtchen Oberschlesiens stammte, nach Hamburg ging, gemeinsam mit einem Bruder den Familiennamen Levin aufgab und als Erinnerung an die ihm unvergeßliche Heimat sich Schlesinger nannte. Die Familie übersiedelte nach Berlin und erwarb von da aus ein Bergwerk in Babiagora bei Rybnik, wo sie von April bis Oktober 1819 weilte. Diese oberschlesische Episode ist sicher nicht die glücklichste im Leben von Therese Devrient — sie war damals 16 Jahre alt und freute sich jedesmal, wenn sie von ihren neuen oberschlesischen Freunden „Fräulein" angeredet wurde. Aber auch über diesem Teil ihrer Jugenderinnerungen liegt die durchseelte Heiterkeit einer ausgeglichenen, edlen Menschennatur, die in ihrem sonnigen Gemüt die Dinge und Ereignisse im verklärten Lichte widerspiegelt.

Gleichfalls in die Anfänge der oberschlesischen Industrie, aber noch weiter zurück, versetzt uns Max Eyths Roman „Der Schneider von Ulm, die Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen". Der Roman gibt die Lebensgeschichte des unrastigen Albrecht Berblinger, der als Handwerksgesell Deutschland durchstreift. Er ist ein Vorläufer des Grafen Zeppelin, wollte vor mehr als hundert Jahren das Fliegen lernen und hat dieser Aufgabe sein ganzes Leben gewidmet, hat auch sein Leben dafür hingeben müssen. Wir sehen, die Weltuhr läuft schneller, als es selbst der Techniker Max Eyth sich hätte träumen lassen. Denn Albrecht Berblinger brauchte keineswegs, wie der Untertitel des Romans sagt, zweihundert Jahre später auf die Welt zu kommen, um die Eroberung der Luft mitzuerleben. Etwas mehr als hundert Jahre hätten genügt. Albrecht Berblinger kommt auf seiner Wanderschaft nach Breslau und Oppeln und macht von da einen Abstecher, um die geheimnisvolle Feuermaschine in Friedrichsgrube bei Tarnowitz, das Wunderwerk der Technik, von dem er so viel gehört hat, mit eigenen Augen zu sehen. Es war um die Zeit, da auch Goethe zu dem gleichen Zweck von Breslau aus die Reise nach Oberschlesien und Krakau unternahm. Diesen Abstecher schildert Max Eyth eindrucks- und humorvoll.

In der gleichen Landschaft um Tarnowitz nimmt ein Roman eines früher sehr gefeierten, heute halb vergessenen Schriftstellers seinen Ausgang, das „Sonntagskind" von Friedrich Spielhagen. Es ist ein gräflicher Herrensitz in der Nähe von Tarnowitz, dessen Landschaft



Grabstein
des Pfarrers H. v. Deutschkamitz
(aus dem Jahre 1317)

Aus: „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens", Band 64

Spielhagen mit seiner reifen Kunst in ausgezeichneter Weise lebendig zu machen versteht, besonders durch seine immer wieder bewunderte Gabe, Naturstimmungen in der menschlichen Seele widerklingen zu lassen. Der meilenweite Wald dieser Gegend ist es, der mit den Menschen mitlebt, mit ihnen weint, wenn sie traurig sind, mit ihnen bangt, wenn ihn Schmuggler durchziehen, der sich festlich schmückt, wenn in der ersten Maiennacht die Elfenkönigin den Reigen anführt; der Wald ist es, der vor dem wälderfressenden Oger, in dem die machtvoll vordringende Industrie symbolisiert wird, erzittert. Das Sonntagskind ist ein dichterisch veranlagter oberschlesischer Junge, der sich ernst und schwer durchs Leben schlägt, getragen von der Liebe zu seiner Jugendgespielin Isabel. Diese wird durch ihre natürliche Anmut schnell auf die Höhen des Lebens getragen, sie wird in das gräfliche Haus aufgenommen und mit der Tochter des Hauses erzogen, nimmt dann weiter einen hohen Flug, wird aber schließlich doch noch mit ihrem Sonntagskind Justus vereint, wenn auch spät und unter Schmerzen. Diese beiden Charaktere und auch die anderen handelnden Personen sind von Spielhagen greifbar-lebendig herausgestaltet, und so ist das „Sonntagskind" eines von den Werken, die den hochbetagt im Jahre 1911 verstorbenen Friedrich Spielhagen länger überdauern werden als seine beliebten Romane „Problematische Naturen", „Sturmflut", „Hammer und Amboß", „Was will das werden?". Denn diese Romane veralten deswegen so rasch, weil bei ihnen Spielhagens starke politische Einstellung mehr oder weniger beherrschend im Vordergrunde steht und sie entwertet.

Die tief in die Wälder gebetteten oberschlesischen Herrensitze sind überhaupt im großen deutschen Schrifttum ein beliebter Anknüpfungspunkt. Justinus Kerner, der Zeitgenosse Ludwig Uhlands, verlegt in seinem bekannten und heute wieder öfter genannten Buche „Die Seherin von Prevorst" als weiteren Beleg für die Glaubwürdigkeit seiner Ausführungen über die nervenkranke Kaufmannsfrau Friederike Hauffe in Prevorst eine rätselhafte Geistergeschichte in das Fürstenschloß in Slawentzitz, in dem Buche selbst Slawensik genannt. Die Spukgeschichte von Slawensik ist aufgeschrieben von einem Hofrat Hahn aus Ingelfingen, der im Auftrage des Fürsten zu Hohenlohe-Neuenstein-Ingelfingen nach dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1806 nach Slawentzitz ging, um auf den herzoglichen Gütern die Rückkehr des Fürsten nach Schlesien abzuwarten. Am 19. November 1806 trat Hofrat Hahn die Reise an, begleitet von einem gewissen Karl Kern aus Künzels-Au, der als Fähnrich in französische Gefangenschaft geraten, von den Franzosen auf Ehrenwort entlassen worden war und die Erlaubnis erhalten hatte, die Zeit bis zu seiner Auslösung bei seinem Jugendfreunde Hahn zuzubringen. Beide bezogen ein Zimmer in dem später abgebrannten Schlosse zu Slawentzitz und hatten daselbst eine Menge von spukhaften Begegnungen, die in dem Buch eingehend geschildert werden. Mit kleinen Stückchen Kalk, die von der Decke fielen, fing es an. Später regnete es geradezu kleinere und größere Kalkstückchen, an der Decke aber war nichts zu merken. Zugleich hörte man heftige Schläge wie von entferntem Kanonendonner, und zwar bald über ihnen, bald unter ihnen. Hahn und Kern waren beherzte Männer. Sie ließen sich nicht schrecken, überzeugten sich zunächst durch Augenschein, daß die beiden Zimmer über und unter ihnen unbewohnt und fest verschlossen waren und vereinbarten dann, in den Zimmern zu bleiben und das weitere abzuwarten. Bald wurden die Vorfälle ernsthafter. Man hörte auf dem Fußboden des mit Kerzen beleuchteten Zimmers ein Schlürfen, als ginge jemand schleppend mit Pantoffeln durch das Zimmer und stieße dabei Schritt vor Schritt mit einem Stock auf den Boden. Und dann fingen die Gegenstände im Zimmer selbst zu fliegen an. Messer, Gabeln, Bürsten, Mützen, Seife, Lichtschere, alles, was beweglich war, flog aus einer Ecke in die andere, und beide Freunde hatten nichts zu tun, als fortwährend aufzuräumen, sonst wäre bald eine heillose Unordnung in dem

Zimmer gewesen. So ging es weiter vier Wochen lang, eine Anzahl von Offizieren und andere nüchtern denkenden Persönlichkeiten überzeugten sich gleichfalls davon, daß den beiden nicht die Phantasie einen Streich gespielt hatte. All dies hat Hofrat Hahn unterm 19. November 1808 niedergeschrieben. Man hat später versucht, die Glaubwürdigkeit der daran beteiligten Personen anzuzweifeln, es sind aber so viele gänzlich einwandfreie Zeugen hinzugezogen worden, daß Justinus Kerner die Zweifel in keinem Falle gelten läßt. Jedenfalls ist dieser Teil aus der „Seherin von Prevorst" kurzweilig zu lesen und wird auch heutigentags noch Anteilnahme finden.
Im Gegensatz zu dieser rätselhaften Geschichte aus alter Zeit spielt der Roman von Otto Flake „Der gute Weg" auf einem bürgerlichen Herrensitz der Neuzeit. Otto Flake ist ein bedeutender Schriftsteller der Gegenwart, der Vertreter eines neuen Stilwillens. Er gehört zu denen, die über den sogenannten Expressionismus, die entschiedene Ausdruckskunst, hinwegzukommen versuchen, weil Expressionismus als naturabgewandte Kunst, als reine Hirndichtung sich zwar lyrisch und dramatisch ausleben kann, aber der Erzählung wenig Auswirkungsmöglichkeiten läßt. Als Lothringer steht Otto Flake uns Oberschlesiern insofern nahe, als er auch einem Grenzland entstammt. Und so nimmt es nicht wunder, daß ihn das sogenannte Zweiseelenproblem beschäftigt, der Gedanke also, daß der Mensch, der nicht fest mit beiden Beinen in seinem Volkstum steht, der Mensch, der zwischen zwei Kulturen hin und her gerissen wird, meist übel dran und allerlei Gefahren und seelischen Konflikten ausgesetzt ist. Die Sprach- und Volksgrenze geht sozusagen mitten durch seine Seele, und die Folge ist seelische Zerrissenheit. In einigen seiner Romane steht dieses Problem im Vordergrunde. Berührt wird es auch in dem Roman „Der gute Weg". Im Mittelpunkt steht ein junger Holländer deutscher Abkunft, der zwischen drei Frauen schwankt und schließlich kometenhaft verschwindet, nachdem er in schmerzhaftem Erleben den „guten Weg" gefunden hat. — Flake kennt Oberschlesien offenbar nicht nur aus der Entfernung seiner lothringischen Heimat, er hat es an Ort und Stelle studiert. Land und Leute sind gut gesehen. Die Stadt Neustadt, wo die geschilderten Ereignisse in einem durchgeistigten industriellen Herrenhofe anheben, wird zwar Falkenberg genannt, ist aber in ihrer leichten Verhüllung ohne weiteres zu erkennen. In der vornehmen Geselligkeit des gastfreien Patrizierhauses, wo sich eine erlesene kleine Gesellschaft aus aller Herren Länder zusammengefunden hat, bei Ausflügen nach Zülz, Ziegenhals und Neisse spinnen sich Beziehungen, entwickeln sich Konflikte, die sich dann draußen in der Welt, in Berlin, München und am Bodensee weiter auswirken.
Am weitesten zurück, in die Zeit des Alten Fritz, führt uns der Roman „Die Soldaten der Kaiserin" von Juliana von Stockhausen. Die Kaiserin ist Maria Theresia, die große Gegnerin unseres preußischen Königs Friedrichs II. Als Maria Theresia im Jahre 1740 zur Regierung kam, war sie ein liebendes Weib, deren Traum es war, als Mutter alle ihre Landeskinder zu beglücken. Und dann kam ein schreckhaftes Erwachen. Ringsumher stürzten sich die Feinde auf ihr Land. Preußen besetzte Schlesien, Bayernheere drangen in Niederösterreich ein und nahmen Linz, die Franzosen besetzten Prag. Ihre Umgebung war verzagt und ließ jegliche Festigkeit vermissen. Und in ihr erwachte die Herrscherin, sie zwang sich zur Festigkeit und Härte, ihr Auge war überall und sie nötigte die behaglichen Wiener, die ihre Kaiserin liebten, aber nicht arbeiten wollten, sich auf die ernsten Zeiten einzustellen. Alle wurden sie die „Soldaten der Kaiserin", alle mußten ihr widerspruchslos gehorchen, selbst der eigene Gemahl und Mitregent Franz von Lothringen. Bis schließlich dieser scheinbar unbeugsame Herrscherwille an dem inzwischen herangewachsenen eigenen Sohn, dem späteren Kaiser Josef II., zerbricht. Dieser im ganzen auf das Wiener Leben und die große Politik abgestellte Roman enthält ein anziehendes Kapitel über die Zusammenkunft Josefs mit dem Alten Fritz, wobei ausgewählte Soldaten der

Kaiserin mit den besten Truppen des Preußenkönigs in Neisse zusammentreffen, was ein überaus lebhaftes und farbiges Bild aus dem Soldatenleben der damaligen Zeit ergibt.
Gleichfalls in Neisse und gleichfalls in militärischen Kreisen spielt das letzte der hier besprochenen Werke, der Roman „Das schlesische Fräulein" von Juliane Karwath. Der Roman versetzt den Leser in die waffenklirrende Zeit von 1806 bis 1815 und darüber hinaus, die Zeit, die mit unserer jüngsten Vergangenheit so viele ähnliche Züge aufweist. Bekannte Bilder steigen auf: Wie in Kriegsgewitter ein Heer zerbrach und unter Schmerzen erneuert wurde; die verabschiedeten Offiziere Not litten, in die bürgerlichen Berufe drängten, sich mit Frau und Kindern tapfer durchhungerten oder verdarben. Wie in Kriegsgewitter ein Volk zerbrach, dessen innere Struktur brüchig geworden war und die gewaltige Belastungsprobe nicht bestand. In einer Fülle bunter Bilder sucht uns Juliane Karwath vor Augen zu stellen, daß die führende Adelsschicht unseres Volkes zum Teil vergessen hatte, was Adel heißt: gut und stark und ein Führer sein; daß adelig sein soviel bedeutet wie edel handeln. Sie sucht zu zeigen, daß für viele der Begriff Adel sich veräußerlicht hatte zu einem hochmütigen Herrentum, das in Stammbaum und Langerweile und Passionen seines Lebens Inhalt sah. Und man wird im Spiegel dieses Romans schauend gewahr, wie sich im unendlichen Wellenspiel des Lebens alles wiederholt. Wie der Friede von Versailles mit dem Frieden von Tilsit im Jahre 1807 das gemeinsam hat, daß er unser Volk durcheinandergewirbelt und das unterste zu oberst gekehrt hat, durchgreifende und für viele sehr schmerzliche Neuschichtungen vorbereitend.
In Benigna von Logisch, dem schlesischen Fräulein, zeichnet uns Juliane Karwath ein leidvoll bewegtes Menschenschicksal. Sie kann von ihren adligen Vorurteilen nicht loskommen, ihr heimlicher Traum ist ein Leben in Würde, Glanz und Vornehmheit. Aber ihr edleres Selbst, der wahre Adel ihres Herzens hindert sie am hemmungslosen Zugreifen in entscheidender Stunde, hindert sie, sich fortzugeben um des äußeren Schimmers willen. Es ist ein Zwiespalt in ihrer Seele. Dann reicht sie doch in raschem Entschluß einem ungeliebten bürgerlichen Offizier die Hand, verstrickt sich in Schuld und geht daran zugrunde. Um dieses Schicksal, aus Urinstinkten der Menschheit und dem heißen Blute deutscher und slavischer Ahnen in eindringender dichterischer Schau gewoben, gruppiert Juliane Karwath eine reiche Fülle von Gestalten des schlesischen Schwertadels, prachtvolle, rassige Erscheinungen und auch solche, die alle Zeichen der Entartung an sich tragen, und sie symbolisiert in ihnen die steigenden und die sinkenden Kräfte des Adels um 1800. Dazwischen sehen wir bürgerliche Offiziere erstmalig ins Heer eintreten, von den adligen Offizieren vornehm übersehen und dann nach 1815, als die sogenannte Restauration einsetzte, wieder hinausgedrängt. In diesen rückbildenden Folgewirkungen der Befreiungskriege erfüllt sich auch das Schicksal ihres Mannes, des Müllersohnes und bürgerlichen Offiziers Andrä, der aus allen Illusionen gerissen, sich dem Trunke ergibt und daran zugrunde geht.
Neisse, die alte Bischofstadt, damals noch Festung, ist der Ausgangs- und auch der Schlußpunkt des Romans. Die vieltürmige Stadt mit ihrer reizvollen Umgebung, Juliane Karwath lieb und vertraut, ist den dargestellten Ereignissen ein farbenreicher Hintergrund.
Juliane Karwath gibt in diesem Roman viel Selbsterlebtes. Sie ist zwar in Straßburg geboren, entstammt aber väterlicherseits dem deutsch-slavischen Sprachmischungsgebiete Oberschlesiens, das sie aus eigener Anschauung kennt. Mit tiefversonnener dichterischer Schau weiß sie den geheimnisvoll aufrauschenden Stimmen des Blutes zu lauschen, der slavische väterliche Einschlag ihres Wesens schärft ihren Blick für Volksmischungsprobleme, ihre Herkunft mütterlicherseits aus altem Adel aber erklärt ihre Neigung, Gestalten des Adels schöpferisch zu formen.

Der Oberschlesier Josef Wiessalla im „Vorstoß“
(des Verlages Bruno Cassirer)

Von Willibald Köhler

Eine Kultur- und Heimatzeitschrift, die es als ihre vornehmste Aufgabe betrachten muß, den literarischen und künstlerischen Nachwuchs der von ihr betreuten Landschaft zu fördern, kann an einem dem jungen deutschen Erzählergeschlecht gewidmeten Versuche nicht vorübergehen, wie ihn soeben Wolfgang von Einsiedel und Max Tau (geb. 1897 zu Beuthen O/S.) mit dem „Vorstoß“ unternommen haben. Eine Auseinandersetzung mit ihm ermöglicht Vergleiche und schärft die kritische Wertung des in der eigenen Landschaft am Werke befindlichen jungen Schrifttums. Sie erweckt herzliche Entdeckerfreude dem, der am Ende des Buches den Oberschlesier Josef Wiessalla liest und findet, daß mit ihm die Herausgabe das alte Wort „Ende gut, alles gut“ schöner wahr gemacht haben.

Es würde den Rahmen der Zeitschrift überschreiten, alle zu Worte gekommenen Autoren hier eingehend zu werten. Von Reiz ist uns nur zu betrachten, welche Stellung unter ihnen Josef Wiessalla einnimmt. Die Herausgeber weisen ihm bereits einen bestimmten Platz wohlbedacht an. Es ist für uns zunächst erfreulich zu wissen, daß Wiessalla unter den acht aufgenommenen von den 600 Einsendern überhaupt einen Platz gefunden hat. Erfreulicher noch, welchen.

Von den Acht haben mich nur sechs reden gemacht. (Von den übrigen zwei zu sprechen, wäre also nur Gerede). Robert Rie hat mich entzückt durch die völlig unauffällige und absichtslose Art, in der er der Mitwelt eine wertvolle Lehre gibt, indem er uns eine fesselnde Geschichte aus längstvergangener Zeit, Franzosenzeit, erzählt. In der Vortragsweise erinnert er leise an Kleist. — Rudolf Steiner ist ein reifer Erzähler. Er erneuert durch vielfache Einbeziehung des Lesers beste Erzählerüberlieferung, freilich in einer ganz und gar zeitgemäßen Weise, die uns die Bezeichnung: Bildung einer „Arbeitsgemeinschaft mit dem Leser“ dafür aufnötigt. — Walter Bauer hat mit den Schlußzeilen des Abschieds-Briefes des Daheimgebliebenen an den unvermutet aus dem Kriege zurückgekehrten älteren Bruder dem jungen Erzählergeschlecht absichtslos das kühne Geleitwort geschrieben: „Mein Herz pocht vor Welt. Du aber versuche, noch einmal anzufangen, belastet von dem Donner der Front, der in euren Ohren, totgeweihte Jäger der Menschen, nicht verhallen wird. Ich steige über die Trümmer und verlasse euch. Da ich aus euren Herzen gehe, kommen mir die Herzen der Welt entgegen. Da ich sie finde, bin ich ganz zu euch zurückgekehrt“. — Charlotte Pellon überrascht durch ihre für die heutige Zeit seltene Kultur des Ausdrucks. Mit einem Wort manchmal schreibt sie ein Gedicht. Dabei hat sie die Katastrophe erschütternd zu gestalten gewußt. (Sie ist die ausdrucksvollendetste; Wiessalla dagegen der im Ausdruck Kraftvollste). Gleiches, Unglaubliches ergreifend und glaubhaft zu gestalten, vermochte auch Rolf Mayr. Er ist der gedankenreichste der acht. —

Indem die Herausgeber den Jungen nachrühmen, daß sie wieder verschweigen können, geraten sie (für den einen oder anderen ihrer Auserwählten) in den Verdacht, eine Not für eine Tugend angesehen zu haben. An den genannten Sechs beglückt unbedingt die Schlichtheit, die sich indessen nicht der erschreckenden Nüchternheit einer gewissen Art von „neuer Sachlichkeit“ verschreibt; die im Gegenteil wieder anfängt zu wissen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt ...“, wenn sie sich darüber auch nicht redselig verliert. Ganz in Gestaltung geht diese für den Künstler notwendigste aller Wissenschaften bei Josef Wiessalla auf. Er ist ohne Zweifel der originellste

Fall. Seine Novelle verrät ihre Herkunft von einem Dramatiker von Kraft. Atemlos sein Vortrag. Ungeduld in der Feder macht kurze Sätze. Sie stoßen nach dem Leser wie gutgeschliffene Dolche. (Verschweigen wir rein aus Freundschaft, die keine mehr wäre, nicht, daß auch Sätze da sind, die keine Dolche, eher kurze Knüppel sind, die er uns Promenadentigern, unhöflich wie er manchmal auch sein soll, vor die Füße schmeißt; z. B. dieser (S. 285): „Das erinnert sie, Dostal zu benachrichtigen“. Wir werden von der Kunst dessen, den wir anklagen wollten, bald genug als Kleinigkeitskrämer selber in Anklagezustand versetzt.) — Wiessalla erobert mit solchen Sätzen seinen Stoff im Sturm. Er „meißelt“ mit ihnen nur die wesentlichen Vorgänge umso kraftvoller heraus. Das Wesentliche in einer Welt, die von den Acht wieder „ungeheuer ernst genommen“ wird, von Wiessalla vielleicht bei der grausam-schicksalhaften Wucht des Schlusses am ernstesten. Dieser Schluß hatte ursprünglich eine andere Form. Aber da las Josef Wiessalla die Zeilen des Pietr Bezruc: „... daß es besser uns gelänge, bei Musik hinwegzusterben;“ und das erinnerte ihn an den musikalischen Grundzug seiner „Leute von Oberschlesien“ und das sanfte Moll, das ihr Leben und ihren Tanz beherrscht. Und diese Erinnerung befiehlt ihm den in der gedruckten Novelle vorliegenden Schluß.

Für uns bleibt von allergrößter Wichtigkeit die Feststellung, daß Wiessallas Welt die Welt seiner oberschlesischen deutschen Heimat ist.

Mater Maria Bonifatia Petras

M. Bonifatia Petras ist eine in der Öffentlichkeit gewiß noch unbekannte Schriftstellerin. In stiller Zurückgezogenheit, ein klösterliches Leben führend, widmet sie ihre freie Zeit auch der dichterischen Muse. Am 23. April 1874 wurde sie in Oppeln geboren; Elisabeth ist ihr Mädchenname. Steuerinspektor Bernhard Petras und Amalie, geb. Treutmann, waren ihre Eltern. 1881 wurde ihr Vater nach Cosel versetzt, wo er daselbst mehrere Jahre Magistrats- und Schuldeputationsmitglied war. 1897 starb er, und 1905 folgte ihm die Mutter; beide ruhen auf dem katholischen Friedhofe zu Cosel. Von 1895 bis 1897 war Elisabeth Petras als Lehrerin an der höheren Mädchenschule zu Cosel tätig, trat nachher in den Orden der Ursulinen ein und führt seitdem ihren klösterlichen Namen Maria Bonifatia. Liebenthal und Neustadt O/S. sind ihre bisherigen Wirkungsorte. Gegenwärtig weilt M. Bonifatia wieder in Liebenthal.

Ein ihr angeborenes lebhaftes Temperament, ein reiches lokalgeschichtliches Wissen, verbunden mit einer tiefdurchdrungenen Religiosität, ebnen und fördern M. Bonifatia's schriftstellerische Pfade. Ehre, Lob und Dank dem Allerhöchsten sind stets der Ausklang ihres dichterischen Schaffens. Es ist immer ein köstliches Vergnügen, der anmutigen Klosterseele zu lauschen. Gern und sehr interessant gedenkt M. Bonifatia ihrer Heimatstadt Cosel, obwohl sie in Oppeln geboren ist. 1928 ist es ihr vergönnt gewesen, das Festungsstädtchen nach 30 Jahren wiederzusehen. „Beim letzten Gang vom Ring durch die Kommandanturstraße umfängt mein Geist noch einmal alle, alle Freuden des Wiedersehens ... ich grüße noch einmal all' die lieben, lieben Gesichter, — und da weiß ich plötzlich, warum man doch so närrisch fest an Cosel hängen muß: Die Seele ist's, die Seele des lieben alten Cosel, die einen so warm, so herzlich aufnimmt und hält, ...“ Da werden Straßen, Gassen, Plätze und Häuser und alte Coseler Gestalten, die schon längst verstorben und derer niemand mehr gedenkt, wieder lebendig, steigen aus den düsteren Schatten der Vergangenheit herauf, und in ihrer ureigensten Phantasie wird das längst Entschwundene zur leibhaftigen Wirklichkeit.

Ihrem lieben Heimatstädtchen Cosel widmet M. Bonifatia: „Herzschläge einer kleinen Stadt„, ein Heimatroman aus der schweren Zeit von 1806/07, der den Segen des Hl. Vaters Pius XI. erhielt. „Nach 30 Jahren", eine kleine Coseler Skizze. — „Das hohe C von Cosel", ein Heimatschwank aus dem Jahre 1781. — Weitere Schriften von M. Bonifatia Petras: „Jutta von Liebenthal", ein Heimatroman aus dem 13. Jahrhundert. — „Du allein", ein Klosterroman, erschien im illustrierten Familienblatt „Die Katholische Welt". — „Zwischen Queis und Bober". — „Maria Virgo", ein geistliches Schauspiel, vertont von Richard Kügele, op. 245. — „Maria Dolorosa", ein geistliches Schauspiel in 5 Aufzügen. — „Andreas Faulhaber", ein geschichtliches Schauspiel.

H. Alexander.

Die Tagung des Naturbundes der Provinzen Schlesien und des Vereins Schlesischer Ornithologen in Beuthen O/S vom 27. bis 30. September 1930

„Gemeinsame deutsche naturkundliche Arbeit des Ostens" hieß das Losungswort der bedeutsamen Tagung in Beuthen O/S., der Stadt emsiger deutscher Geistes- und Kulturarbeit, die sie zu einem der bedeutensten Grenzpfeiler des Deutschtums stempelt. Hier ist es zum erstenmal gelungen, die Gründe und den Zweck des Zusammenschlusses aller naturkundlich arbeitenden Kräfte Schlesiens darzulegen. Durch die gemeinsame Arbeit, den Meinungsaustausch, wurde die Abhängigkeit der einzelnen Disziplinen untereinander und das Ineinandergreifen ihrer Interessen, ohne deren Auswertung ein alleinstrebender Ast vollkommen verkümmert, wie ein amputiertes Glied, in ein helles Licht gestellt, in dem selbst der Zweifler noch die Vorteile gegenseitiger Befruchtung erkennen mußte, ohne die bekanntlich ein Aufstreben undenkbar ist.

Nach diesen Grundsätzen war auch der Plan der Tagung ausgearbeitet. Vor allen gelang es, die wissenschaftlichen Diskussionen durch eine obigen Zielen angepaßte Ausstellung zu illustrieren. Diese Anpassung bestand in der Beantwortung bestimmter Fragen durch Zusammenstellung diesbezüglicher Belegstücke Schlesischer Herkunft. Aus diesen Antworten war das Ineinandergreifen der Interessen der einzelnen naturwissenschaftlichen Fächer deutlich zu erkennen, wodurch die gegenseitig nötige Hilfeleistung recht greifbar gemacht wurde.

Der erste Erfolg dieser Erkenntnis trat in den Verhandlungen der Vertretersitzung zu Tage, wo der Naturbund und der Verein Schlesischer Ornithologen als Mitglieder der „Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde" aufgenommen und der „Oberschlesier", der getreue Ekkard unserer Bestrebungen, als unser Bundesorgan hinzugewählt wurden.

Die Ausstellung wurde von Oberbürgermeister Dr. Knakrick und dem Vertreter des Landeshauptmann, Direktor Dr. Rother, die Tagung selbst von dem Vorsitzenden, Major Drescher, feierlich in der Baugewerkschule eröffnet. Sie klang darin aus, daß die Arbeit des Naturbundes einen Baustein in dem großen Kulturgebäude bilde, das unser bedrängtes Oberschlesien errichtete.

Ein Rundgang durch die Ausstellung schloß sich an. Die Schau des Aquarien- und Terrarium-Verein Riccia-Bobrek, wo auch die Naturalienhandlung Dirbach ausgestellt hatte, hatte Mittelschullehrer Kotzias zu einer Sehenswürdigkeit ausgebaut. Hier sah man zum erstenmal eine Zusammenstellung lebender Ameisenarten.

An dieser Stelle dankte auch der Vorsitzende des Vereins Riccia, Stentzel, für die dem Verein gezollte Anerkennung und hob die Liebe des Arbeiters des naturarmen Industriebezirkes zur Natur hervor, welche die Veranlassung zur Gründung des Vereins gewesen ist.

In einer geschlossenen Abteilung hatte Drescher durch Zusammenstellung von ausgewählten Stücken seiner Sammlung versucht, die Zusammenarbeit durch Behandlung einer Anzahl Themen wie z. B. „Fremdkörper im lebenden Organismus", „Farbenwechsel im Tier- und Pflanzenreich", Biozönosen im Ottmachauer Gebiet, Tertiär und Diluvium im Ottmachauer Staubeckengebiet, zu beweisen. Auch das Staubeckenbauamt Ottmachau hatte hierzu Bilder und Pläne gesandt. Dr. Matthes, Leiter des städtischen Museums Beuthen, hatte mit Unterstützung von Studienrat Arndt, Beuthen, Dr. Raschke, Ratibor und Lehrer Hoffmann, Beuthen, das Thema Werkstoff und seine Verarbeitung in den Urkulturen bearbeitet. Dr. Schlott, Breslau, zeigte die Kleinsäuger Schlesiens, Lehrer Seidel, Oberglogau, eine reichhaltige Zusammenstellung von Belegstücken seiner schlesischen Forschungen, Lehrer Bau, Gnadenfeld O/S., eine vorzüglich bearbeitete Auswahl von Vogelrupfungen. Gymnasiallehrer Torka, Neustadt O/S., verschaffte dem Kenner den seltenen Genuß, Band 1 bis 5 (1866 bis 1868) der Limpricht'schen „Bryotheca Silesiaca" bewundern zu dürfen. Lehrer Schubert, Ellguth, und Keilholz, Katscher, zeigten sämtliche pontischen Pflanzen Oberschlesiens. Die Mitarbeiter am Museum Beuthen, Kotzias, Kunze und Nowotny hatten unter tatkräftiger Leitung des ersteren die oberschlesische Insektenwelt zur Darstellung gebracht, die so manch außerlesene Seltenheit enthielt.

Polizeioberstleutnant Jitschin hatte ein von den Polizeibeamten hergestelltes Modell des Oberschlesischen Dreistädtegebietes ausgestellt, an welchem die unsinnige Grenzziehung und die vorhandenen Grünflächen gezeigt wurden. Flankiert wurde es von aufgestellten Baumstämmen, an denen sämtliche bis jetzt konstruierten künstlichen Nisthöhlen zu sehen waren. Ein Modell von Hochspanndrähten zeigte die schädliche Einwirkung derselben auf ziehende Vögel und Drescher hatte durch Belege die neue Polizeiverordnung zum Schutz der Tier- und Pflanzenarten illustriert. Vermessungsdirektor Martin zeigte an reichlichem Kartenmaterial die Bevölkerung des Beuthener Landes in Beziehung zur Natur und Oberlandmesser Grundey, Gleiwitz, gab Proben aus seiner reichhaltigen Gesteinssammlung. Um die Einwirkung der Natur auf das künstlerische Schaffen zu demonstrieren, hatte Kaufmann Lubecki, Beuthen, in einer Vitrine eine sorgfältige Auswahl von industriellen Kunstgegenständen zusammengestellt. Präparator Gierth, Breslau, zeigte vorzüglich präparierte Biologien und dergl.

Der Verein Technischer Bergbeamten hatte mit Unterstützung des Bergverwalters Hergesell eine hervorragende Auswahl oberschlesischer Mineralien und bergbauliche Geräte aus der Zeit der fränkischen Besiedlung Oberschlesiens sinnvoll zur Schau gebracht, und als besonders gelungen kann die unter Leitung von Dozent Perlick zusammengebrachte Ausstellung der Kreisheimatstelle Beuthen-Tarnowitz bezeichnet werden. Sie behandelte die Verhältnisse des Dramatals und brachte die Beziehungen des Volkes zur Natur zur Anschauung. Hieran beteiligten sich auch die Lehrer Hentschel und Gründler.

In besonderen Räumen kam die Literatur zur Geltung. Mittelschullehrer Kotzias führte in die naturkundliche Bücherei ein und hier stand zu Ehren des Schlesischen Naturforschers und Bo-

tanikers Professor Dr. Schube, Breslau, der soeben seinen 70. Geburtstag feiern durfte, sein fast lebensgroßes mit grünem Eichenlaub geschmücktes Bild. Diese Schau wurde ergänzt durch Auslegung volkstümlicher naturkundlicher Literatur der Beuthener Buchhändler, Elfriede Besuch, Paul Blochel, Hermann Kühn, Hermann Freund, Karl Rudolph und Oskar Wäldner.

Von Museen und Vereinen beteiligten sich außer den schon genannten die Museen Beuthen O/S., Gleiwitz, Ratibor, Groß-Strehlitz und der Verein Schlesischer Ornithologen.

Am Abend fand ein Empfang der Teilnehmer durch die Stadt Beuthen statt. Hier begrüßte Oberbürgermeister Dr. Knakrick die Vereine und wies auf die Bedeutung der Tagung hin, die besonders in dem Winkel mit der unglückseligen Grenzlage durch das vereinte Schaffen deutscher Wissenschaft hervortrete und zu einem mächtigen Bollwerk deutscher Kultur ausgebaut werden müsse.

Mit einem Hoch auf die Stadt beschloß Major Drescher den offiziellen Abend.

Der Sonntag war wissenschaftlichen Vorträgen gewidmet. In der Fachsitzung des Vereins Schles. Ornithologen sprach Justizrat Grünberger, Breslau, über „Die neue Polizeiverordnung zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten in Preußen vom 16. 12. 29". Rektor Merkel, Breslau, gab einen längeren Bericht über „Die Erfolge der Beringungsstation Schlesien der Vogelwarte Helgoland". Forstmeister a. D. Lüke berichtete an Hand von zahlreichem Belegmaterial über „Die Fortschritte im Vogelschutz", Mittelschullehrer Kotzias entwickelte ein anschauliches Bild „über den Stand der Moorforschung in Oberschlesien". Rektor Kytzia, Beuthen, behandelte „Die ausgestorbenen, aussterbenden und eingeführten Jagdtiere" und in einem zweiten Vortrag als Vertreter für den Landesverein Schlesien im Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein das interessante Thema „Jagd und Naturschutz". Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Entschließungen, den Schutz der führenden Bache und die Erteilung des Jagdscheines betreffend, angenommen.

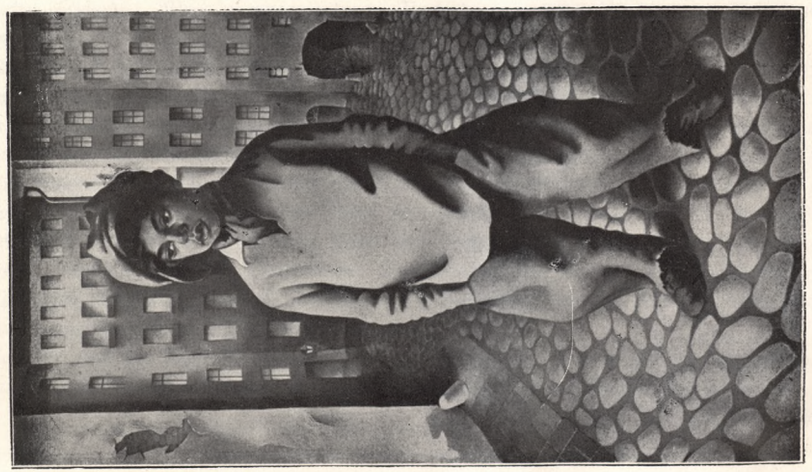
Darauf sprach Gartenbauoberinspektor Zeblin „über Gartenkunst im Industriegebiet". Am Nachmittag zeigte Dr. Schlott, Breslau, an der Hand von Präparaten und durch hervorragende Lichtbilder „Die Fortschritte der Kleinsäugerkunde in Oberschlesien". Bergdirektor Niemczyk sprach eingehend und übersichtlich über das recht verwickelte „Vorkommen des oberschlesischen Erzes und der Steinkohlen". Baumeister Raebel, Hindenburg, entwickelte seine Ansicht über „Das Verhältnis des Naturschutzes zur Entomologie" und Dozent Perlick sprach über „Die Vogelwelt in der oberschlesischen Volkskunde". Endlich wies Dr. Matthes in äußerst gefälliger Form in einem Vortrag „Urgeschichte und Natur" die Unterstützung nach, welche die Urgeschichtsforschung an der Naturwissenschaft habe.

Den Höhepunkt erreichte die Tagung, als Geheimer Hofrat Dr. Heck, Berlin, Direktor des Zoo, in der Aula der Mittelschule über interessante Säugetiere und Vögel des Berliner Zoo sprach. Er betonte, daß er das erstemal in Oberschlesien spreche und es ihm eine große Freude bereite, daß er die deutsche Arbeit an der Ostgrenze unterstützen könne. Auch wies er auf die Bedeutung des Breslauer Zoo als Bildungsstätte für das gesamte Schlesische Volk hin.

Der Montag führte die Teilnehmer nach dem Sandbagger- und Teichgebiet Sersno, einem zukünftigen Staubeckengebiet. Polizeioberstleutnant Jitschin hatte die Vorbereitungen getroffen. Unter ornithologischer Führung von Major Drescher und Dr. Lamprecht, entomologischer von Mittelschullehrer Kotzias, botanischer von Lehrer Woesler, Oppeln und geologischer durch Pro-



Alois Kovol
Das gelbe Mädchen



Alfred Weißenberg
Zigeunerjunge

Jahresausstellung des „Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien" Gleiwitz, November 1930

fessor Eisenreich, Gleiwitz und Bergassessor Siegmund, wurde das hochinteressante, in Entstehung und Umbildung begriffene Gebiet gemeinsam besichtigt. Gerade die gemeinsame Besichtigung, welche durch kurze Vorträge und Hinweise durch die Führer angenehm unterbrochen wurde, machte den Ausflug besonders lehrreich.

Am Nachmittag wurde das Aquarium, das Polizeinaturschutzmuseum und das Oberschlesische Museum in Gleiwitz unter Leitung von Direktor Dr. Heinevetter und Oberlandmesser Grundey besichtigt. Besonders die zahlreichen niederschlesischen Teilnehmer waren von der Reichhaltigkeit des Gebotenen überrascht.

Den Beschluß der Tagung bildete am Dienstag eine Einfahrt in die Beuthen-Grube. Vorher erklärte Bergdirektor Hollunder an der Hand von Karten die Lagerung der Gesteinsschichten und Kohlenflöze. Die mehrstündige Besichtigung der Kohlengrube, in welcher auch interessante entomologische und botanische Beobachtungen zu machen waren, löste vollste Zufriedenheit aus.

So können wir denn mit Genugtuung behaupten, daß das eingangs genannte Ziel der Tagung voll und ganz erreicht worden ist und zum Schluß möchte ich allen jenen Herren, die mit größter Aufopferung bei den Vorbereitungen geholfen haben, besonders aber auch allen Angestellten des Beuthener Museums, den herzlichsten Dank des Bundes aussprechen.

Die Ausstellung des Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien 1930

Die diesjährige Ausstellung des Bundes in Gleiwitz wurde am 9. November unter zahlreicher Beteiligung kunstinteressierter Persönlichkeiten nach kurzer Begrüßung durch den Vorsitzenden, Herrn Stadtbaurat Schmidt, mit einer Ansprache des Herrn Oberbürgermeister Dr. Geißler eröffnet. Dr. Geißler wies auf die Notwendigkeit einer Verinnerlichung der Kunst hin und versuchte gleichzeitig, Wege zu einer innigeren Verbindung zwischen Künstler und Publikum zu bahnen.

In den ziemlich beschränkten Räumen trifft man teilweise wohlbekannte Mitglieder wieder, so Odoy, Szczes, Seidel, Zimbal. Eine neue Persönlichkeit ist Weißenberg, der heute in Berlin lebt und es verstanden hat, seine Kunst auch in Berlin durchzusetzen; ein Zigeunerjunge, vielleicht noch von Vorbildern abhängig; für mich das Schönste: eine kleine, auf 2 Farben abgestimmte Porträtskizze. Auch der jetzt in München lebende Oberschlesier, Willibald Besta, ist das erste Mal vertreten mit einer Reihe sehr feiner, stiller Landschaften, ein Romantiker. Kowol ist uns bekannt. Hoffentlich findet sein Drängen zum großen Format endlich eine Wand in einen der Bauten in Oberschlesien. Von Doms sieht man phantastische Landschaften und Porträts. Allgemein gesagt, ist die Qualität der Ausstellung durchaus beachtlich, trotz Fehlens gerade einiger bedeutender Mitglieder des Bundes.

Hoffen wir, daß der Bund im nächsten Jahr in Beuthen Gelegenheit hat, in einer etwas repräsentativeren Ausstellung das Können seiner Mitglieder vor der Öffentlichkeit zu zeigen.

J. Sch.

Zum 75. Geburtstage von Arnold Mendelssohn

Die Feier des Evangel. Kirchenmusikvereins Ratibor

Fünf Jahre sind es her, da rührten wir im „Oberschlesier" die Werbetrommel für den damals das biblische Alter erreichenden Tonsetzer Arnold Mendelssohn. Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt wohl in den herrlichen Werken, die er der protestantischen Kirchenmusik geschenkt hat. Aber auch die weltliche Musik hat er mit so vielen reifen Gaben bedacht, daß selbst im katholischen Oberschlesien Konzerte, die seiner großen künstlerischen Bedeutung gerecht werden, wohl denkbar und erwünscht gewesen wären. Wir wollen annehmen, daß nur mißliche Zeitumstände unsere oberschlesischen Dirigenten abgehalten haben, diese Ehrenschuld gegenüber unserem berühmten Landsmann einzulösen; wir wollen aber hoffen, daß das Versäumte bald nachgeholt wird, und daß es der greise Meister noch erlebt. Er hatte eben zugesagt, der Heimat einen Besuch abzustatten und der Aufführung seiner Werke beizuwohnen. Die Gebrechlichkeit seines Alters hat es ihm unmöglich gemacht, die weite Reise von Darmstadt nach Ratibor zu unternehmen. Wie schade! Er hätte aus der Liebe und Verehrung der Festgemeinde entnehmen können, daß man in O/S. die geniale Kraft seines Schöpfertums zu ahnen beginnt.

Ein junger Musiker, der evangelische Kantor Hans John in Ratibor, hat den guten Einfall gehabt, die Jahresversammlung des Evang. Kirchenmusikvereins von Oberschlesien als Arnold Mendelssohn-Ehrung auszugestalten. Gewiß standen ihm nicht überwältigende Klangmittel zu Gebote. Aber mit Unterstützung des festgebenden Vereins und der Provinzial- und Landesbehörden ist es ihm doch geglückt, seine Feier würdig und eindrucksvoll abzuwickeln. Er hat eine ungeheure Arbeitslast auf sich genommen und sich als ein tüchtiger Nachfahr jener Kantoren erwiesen, deren Arbeit in Stadt und Land unsere deutsche Musik groß gemacht und groß gehalten hat. Wir begrüßen ihn als wackeren Mitkämpfer in der Pflege hochwertiger oberschlesischer Musik.

Ein Festgottesdienst leitete den bedeutenden Tag ein. Man paradierte hier nicht mit den großen Motetten, die der Altmeister geschaffen hat; man wählte schlichte liturgische Kompositionen von seiner Hand, übertrug aber die Ausführung einem Massenchor, der sich aus Mitgliedern vieler evangelischer Kirchenchöre Oberschlesiens zusammensetzte. Kirchenmusikdirektor Schweichert leitete alles mit sichtlicher Liebe, Kantor John interpretierte prachtvolle Orgelmusik des Jubilars. Die sich anschließende Morgenfeier im Stadttheater erwies mit gediegenen Chorsätzen Mendelssohns' Kunst der Volksliedbearbeitung, breitete mit acht Sololiedern, die Anny Quistorp wundervoll gestaltete, Perlen seiner Lyrik vor uns aus und vermittelte die Klaviersonate op. 66, für die sich Kantor John einsetzte. Hierauf pilgerte man zum Eisenbahnbetriebsamt, wo Mendelssohn seine Jugend verlebt hat. Eine entzückende, humorvolle Plauderei, die er zum Festbuch beigesteuert hat, zeigt uns, wie lebhaft die Erinnerungen an die Stadt seiner Jugend in ihm sind. Möge die Gedenktafel, die nun enthüllt wurde, dazu helfen, seinen Namen und seine Leistung in seiner Heimat unvergeßlich zu machen! Den Höhepunkt des Tages und seinen künstlerischen Abschluß bildete das Kirchenkonzert am Spätnachmittag. Nach dem Vortrag eines Choralvorspiels bewährte sich Kantor Johns Sängerschar mit der Wiedergabe der herrlichen Angelus Silesius-Chöre op. 14. Anny Quistorp und Gertrud Gottschalk teilten sich in den Vortrag zweier geistlicher Lieder. Den Beschluß machte die großangelegte Kantate „Zagen und Zuversicht", op. 84, für gem. Chor, Soli und Orchester. Zu den genannten Solisten gesellten sich hier noch Karl Brauner und Kurt Becker. Alle Teilnehmenden wetteiferten in edler Hingabe für das bedeutende Werk, von dem wohl die nachhaltigsten Eindrücke ausgingen.

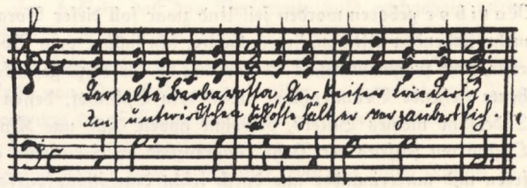
Gerade die ehrenvolle Bewältigung dieser heiklen Aufgabe ließ die ungewöhnlich zahlreiche Hörerschaft mit dem Wunsche scheiden, es möchte vor den gewichtigeren Werken des greisen Meisters nicht Halt gemacht werden. Erst sie enthüllen die Größe seines Strebens, den Umfang seines Könnens und die Tiefe seiner Eingebung. In Ehrfurcht beugen wir uns vor dem Fünfundsiebzigjährigen.

Gerhard Strecke.

Aus dem Programmheft der Arnold Mendelssohn-Feier am 9. 11. 1930

Um mich daran selbst zu erinnern, dazu war ich damals ja noch zu klein; aber man hat mir gesagt, und die amtlichen Papiere bestätigen es, daß ich am 26. Dezember 1855 dem Maschinenmeister an der Wilhelmsbahn, Wilhelm Mendelssohn von seiner Ehefrau Louise, geb. Cauer in Ratibor geboren worden sei. Und zwar soll dieser Vorgang in dem heute, wie ich glaube, nicht mehr stehenden Altmann'schen Hause, schrägüber vom Apellgericht, sich abgespielt haben. Meine erste, sehr fragmentarische Erinnerung ist der 1858 geschehene Umzug meiner Familie in das noch heute stehende Beamtenhaus neben dem Bahnhof, dessen oberes Stockwerk wir bis 1866, dem Todesjahr meines Vaters, bewohnt haben. Für uns Kinder war die Zeit schön; ein stattlicher Obstgarten jenseits der Bahn, angrenzend an ihn ebenso obstreiche Nachbargärten, von dem unseren und untereinander nur durch leicht durchschlüpfbares Gebüsch getrennt — (sapienti sat!) dahinter eine große Wiese und „den Teich", die Oder nicht weit; dazu freundschaftliche Beziehungen zu den Arbeitern und Handwerkern in der Werkstatt, desgleichen mit den Lokomotivführern, Weichenwärtern und Schaffnern der Eisenbahn. Diese übrigens haben mich ein Laster gelehrt, dem ich noch heute fröhne — freilich ohne die damaligen unappetitlichen Folgeerscheinungen, nämlich das Rauchen. Die Schaffner nahmen mich in ihren Käfterchen gelegentlich mit nach Buchenau (Nensa), wo der Sohn des Bahnhofinspektors, mein Klassenkamerad Viktor Lück, wohnte. Von solchen kostenlosen Exkursionen durfte mein Vater natürlich nichts wissen; aber bitte, wie sollte ich ohne Geld dorthin kommen, wo gerade großes Schweine-Schlachtfest war? Und da sein mußte ich ja doch! — Schöne Ausflüge sind mir in Erinnerung, so in den „Storchwald" nach den ersten Schneeglöckchen, in die „Obora" und in die ferner gelegene „Aussicht". — Mit 5¼ Jahren wurde ich in die „Klippschule" getan, so geheißen vermutlich nach dem Klipp-klapp, das die Holzpantoffeln der besser Situierten unter ihren Besuchern erklingen ließen; die weniger Bevorzugten gingen barfuß. Wenn ich später meine Mutter vorwurfsvoll fragte, warum ich schon so früh unter das Joch gedrückt worden sei, erwiderte sie: „Es war mit dir zu Hause nicht mehr auszuhalten". Von Herrn Schaube, der der untersten Klasse Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Tugend und ein wenig Religion in Gestalt des kleinen Katechismus beizubringen bestrebt war, bin ich — von gelegentlichen „Jagdhieben" abgesehen, nie richtig geprügelt worden, wohl aber, und zwar gehörig und ausgiebig, von dem Herrn Kantor Thomas, der mich im nächsten Jahr in pädagogische Behandlung nahm. Wenn ich sage gehörig, so soll das nicht nur heißen tüchtig, sondern auch wohlverdient. Offenbar fand er auch, und mit eben so viel Recht wie meine Mutter, daß es mit mir nicht auszuhalten sei. Ostern 1864 erbat ich von meinem Vater Geld, um mir eine rote Mütze kaufen zu können, wie sie die Gymnasialsextaner dazumal trugen. Darauf er: „Dummer Junge! Wozu brauchst du Klippschüler eine rote Mütze?" Ich: „Drum hab ich mich in der Klippschule abgemeldet!" Einiges Hallo des Vaters ob der Eigenmächtigkeit seines hoffnungsvollen Sprößlings endete mit Gelächter und Zustimmung zu Sextanertum und roter Mütze. Nun sollte ich, der ich damals hübsch gesungen haben soll und daher gelegentlich als Solist in der Klippschule fungierte, — bitte Respekt! — Musikunterricht bekommen, und der Vater ließ mir

die Wahl zwischen Klavier und Violine. Mit letzterem Instrument hatten die Klippschullehrer den Gesangsunterricht betrieben, mich aber dabei durch ihr Getöne so wenig bezaubert, daß ich mich sofort ohne Bedenken für Klavier entschied. Mein erster Lehrer auf diesem Instrument war ein Herr Porske, der es ein Jahr hindurch mit mir aushielt, mich dann aber als unbegabt und faul abschob, worauf ich einem Herrn Tschech überantwortet wurde. Irgendwie wußte dieser neue Lehrer mich zu interessieren; ich machte Fortschritte, spielte bald auch ganz passabel nach dem Gehör, z. B. die Chöre aus Paulus, die der Gymnasialchor unter Herrn Lippelt übte. Es konnte nicht fehlen, daß ich mich auch in der Komposition übte, freilich, da ich jeder Anleitung entbehrte, mit sehr wenig Glück. Einiger meiner damaligen Melodien entsinne ich mich noch; wenn ich eine davon hersetze, so möge daraus der Leser dieser Zeilen auf die Beschaffenheit des sonstigen Zeuges schließen.



Der harmonische Satz war immerhin korrekt und natürlich; auch ist zu sagen, daß das Variationthema aus Beethovens Septnor an die obige Melodie erinnert, was mir damals nicht bekannt war.

1866 starb mein Vater als eines der wenigen Opfer, die die Cholera in Ratibor forderte, und 1867 zog meine Mutter mit ihrer unterdes auf 5 Köpfe angewachsene Familie nach ihrer Vaterstadt Berlin. Damit war meine Kindheit zu Ende, deren Erinnerung ganz und gar mit meiner lieben Geburtsstadt Ratibor verknüpft ist.

Ein Weihnachtsoratorium von Richard Wetz

Von Gerhard Strecke.

Vom alten Kirchenoratorium weiß die heutige Welt wenig. Bekannter ist jene Abart, die sich als Nebentrieb der Barockoper erweist, der Händel vor allem durch die starke Beteiligung des Chors hieratisch-feierliche Würde zu wahren wußte. Haydn, durchaus zeitbefangen, verschmäht nicht die bürgerliche Gemütlichkeit der Welt des Singspiels. Das 19. Jahrhundert kam in der Hauptsache über historisierende Leistungen nicht hinaus; es fehlten die zwingenden religiösen Impulse. Erst unserer Zeit scheint es vorzubehalten zu sein, die Möglichkeiten des Oratoriums von einem neuen Standort aus zu sehen und zu verwirklichen. Vieles mutet als Experiment an, besonders dann, wenn erstrebt wird, um jeden Preis die musikalischen Modeartikel an den Mann zu bringen. Aber gerade der Wille zum religiösen Erlebnis auch außerhalb der Kirchenmauern wird sich unwillkürlich gegen künstlerische Elemente abwartend verhalten, die aus der verweltlichen Sphäre unserer Konzert- und Theatermusik entliehen sind. Wenn allzu bänglicher Konservatismus in der weltlichen Kunst gewöhnlich für das Wachstum hindernd ist, so ist der religiösen Musik das Abwarten gegenüber dem Neuen eigentlich nie zum Unsegen geworden. Ihrem Wesen nach wendet sie sich an eine größere Gemeinde als die Weltkunst, die es — und heut zumal — auf eine Gruppe besonders aufmerksamer Fach- und Fortschrittsleute abgesehen hat. Es scheint also doch, als wenn beim modernen Oratoriumkomponisten das Drum und Dran der kompositorisch-technischen Aufmachung nicht allein das Entscheidende ist. Wichtiger ist die innere Haltung, die Gesinnung, die Stärke des religiösen Gefühls.

Überschaut man das Lebenswerk unseres Landsmannes Richard Wetz, so kommt einem zum Bewußtsein, daß die letzten Entwicklungsstufen, die er erstiegen hat, von ihm nicht willkürlich betreten sind. Er ist seinen Weg schicksalhaft gegangen. In seiner Frühzeit, da er sich erst die Waffen für den eigenen Ausdruck schmiedet, deutet noch wenig darauf hin, daß die religiöse Musik dereinst eine so wichtige Rolle in seinem Schaffen spielen würde. Wenn man aber erwägt, daß er sich als Dirigent zum Vorkämpfer für zwei Meister auserwählt sah, deren Schaffenseifer durch eingeborenen religiösen Drang beflügelt wurde, nämlich für Liszt und Bruckner, so ahnt man schon, wohin der eingeschlagene Weg führen könnte. Auch die merkliche Abkühlung, die sein inneres Verhältnis zu Liszt erfuhr, ist ein wichtiger Anhaltspunkt. Liszts Religiosität, sein Katholizismus ist duech modische Beimischungen zu stark vernebelt. Das wird sonnenklar, wenn man die ungebrochene Frommheit Bruckners auf sich wirken läßt. Wer Wetz näher kennt, wird bestätigen, daß ihm jedes Zurschautragen von Religiosität — auch das hat in unserer merkwürdigen Zeit seinen Marktwert — fernliegt. Religiosität — das ist eine Angelegenheit des inneren Menschen, das muß vom Herzen kommen.

Zum Meister gereift, hat Wetz nun neben kleineren Chorwerken zwei große religiöse Erlebniswerke herausgestellt: ein Requiem und zuletzt das Weihnachtsoratorium. Ich möchte nicht, daß man die Widmung des Oratoriums übersieht: „Dem Andenken meiner Eltern in Dankbarkeit gewidmet". Die besagt doch wohl schlicht aber eindringlich, daß hier Kindheitserlebnis und Kindheitsgefühl mitschwingen. Und das bestätigt sich! Dieses Weihnachtsoratorium wird uns alle in seinen Bann ziehen, weil es aus dem Geist der Weihnachtsfeier heraus geboren ist, der uns alle — Kinder wie Große — zauberhaft umfing und noch umfangen hält. Ja, ich will geradezu meinen, es sei schlesische Weihnacht, die den Tonsetzer, den Sohn der deutschen Stadt Gleiwitz, erfüllt hat, als er sein Werk empfing. Nun verstehen wir auch, warum es ihn mächtig zu jenen alten Weihnachtsgedichten zog, aus denen er die textliche Grundlage für seine Musik zusammenstellte. Sie sind der schönste Widerhall, den der biblische Bericht in der Dichtung erfahren hat. Wo wäre der Kunstdichter, der gleiches vermöchte?

Mit dieser reizvollen Textvorlage, die an anschaulicher Handlung übrigens nichts zu wünschen läßt, hatte Wetz aber noch einen Vorteil für seine kompositorische Arbeit gefunden: die Unabhängigkeit von jeder schematischen Formensprache, von der Nummernpraxis, vom üblichen Solistenquartett. Aus dem Grundriß entwickelt er mit dem Feinsinn des erfahrenen Baumeisters in stetem Fluß seinen Aufriß. Zwei Solisten braucht er nur. Eine Baritonstimme als Erzähler, wenn man so will, und eine Sopranstimme, die den Engel der Verkündigung vertritt. Alles Übrige ist dem Chor anvertraut; das Orchester hat neben seiner Begleitungsaufgabe für symphonische Ein- und Überleitungen zu sorgen. Das Oratorium gliedert sich in drei Abschnitte: I. Erwartung und Verkündigung; II. Die Geburt Christi; III. Die heiligen drei Könige.

Wie jedermann weiß, entzieht sich das Musikalisch-Künstlerische der beschreibenden Erzählung. Hier kann wohl dem Fachmann mit Hilfe technischer Ausdrücke eine allgemeine Vorstellung vermittelt werden; Klang und Duft der Musik lassen sich nicht in Worte einfangen. Bescheiden wir uns daher! Genug mit der Feststellung, daß Wetz seinen eigenen Stil gefunden hat! Eine aus dem Inneren quillende Melodie, eine natürliche, auch der Modernität keineswegs abholde Harmonie! Im Kontrapunktischen zeigt er eine immer stärker hervorbrechende Neigung zu imitatorischer und kanonischer Bindung, an den Höhepunkten zur Fuge und Doppelfuge. Wie wenig ihn satztechnische Kunststücke hindern, echt volkstümlich zu sein, das wird man schon an den Notenproben ersehen können, die wir diesem Heft beigeben konnten. Die reiche Skala seiner Gefühlsdynamik

führt uns von zartesten Eingebungen bis zur Gewalt dramatischer Ausbrüche. Überall bestrickt uns seine Orchesterkunst; nie Selbstzweck, weiß sie doch auch im Dienen eine Fülle von Reiz zu entfalten und mischt sich ausgezeichnet mit dem prachtvollen Chorsatz. Dieser hat den Vorzug größter Mannigfaltigkeit. Je nach seiner Bestimmung gibt er sich homophon oder in kunstvoller aber nie gekünstelter Polyphonie; die Gruppierung der Stimmen zu kleinerem oder zum Gesamtverband erfolgt mit hohor Einsicht. Und was besonders hervorzuheben ist: weder Chor noch Orchester stehen vor Aufgaben, die abschreckend schwierig sind. Wetz als erfahrener Praktiker hat es nicht nötig, Größe mit ausgefallenen Verzwicktheiten vorzutäuschen.

So steht ein Werk vor uns, wie es sich der deutsche Musikhörer seit langem gewünscht hat. Kurz und knapp; innig aber nicht rührselig; kraftvoll aber nicht ungeschlacht: deutsch! Ja, das wollen wir zum Schluß betonen: Das Weihnachtsoratorium von Wetz ist deutsch, es ist aus echt germanischem Lebensgefühl genährt. Und darum sollen es deutsche Dirigenten dem deutschen Menschen nicht vorenthalten. Es stärkt unser deutsches und christliches Lebensgefühl, und das ist selten in unserer Zeit eines nicht immer gesunden Internationalismus und einer bröckelnden Religiosität. Dieses Werk gehört darum auch unbedingt in den eisernen Bestand unserer oberschlesischen leistungsfähigen Chorvereinigungen. Anderswo hat es seinen Goldgehalt schon häufig bewährt.

„Ein Weihnachtsoratorium" ist wie die meisten Werke von Richard Wetz im Verlag Kistner & Siegel in Leipzig erschienen. Der schön ausgestattete und leicht spielbar gehaltene Klavierauszug ist mit reichen Instrumentationsanmerkungen versehen.

Vom frohen Krippenbauen im Advent

Von stud. pol. Stephan Josef Kynast

... Aus des Schnees Einsamkeit,
Steigt's wie wunderbares Singen — o du gnadenreiche Zeit!
Eichendorff.

Nun ist es Winter geworden. Dorf und Tal tief verschneit. Es schneit in breiten Flocken. Still und leise. Das klingt schon wie Weihnachten. Durch das leise Flocken Glockenklingen eines fernen Dorfes. Diese Adventstage sind doch innig schön. Sie singen sich die Herzen offen, mögen sie auch siebenmal verschlossen, siebenmal verriegelt sein. Diese Zeit hat die Stimme der süßen Schalmei, göttlicher Minne, hat den Klang des Viola da Gambe, himmlisches Heimweh, hat die klagende Weise auch der menschlichen Brust, irdisches Leid und den Triangelton der erlösten kindlichen Seele.

Der Morgen kommt ganz sacht. Alles ist noch im Dämmer, wenn wir zur Roratemesse gehen. Zwischen den hohen breiten Linden am Weg stehen noch die Sterne. Um den einen großen Morgenstern. Dann in der Kirche entzündet sich ein Licht nach dem andern. Um das ewige Licht. Um das Bild der reinsten Jungfrau Maria. Der Wachsstock flackert so heimelig auf. Die Kinder knien neben der Mutter. Neben dem Vater. Dann singt es und klingt es leise auf: Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab ... Dann nehmen die stillen Beter den Segen mit heim. Es ist alles, wie ein scheuer, keuscher Knospengrund für Gottes Licht und Tau. Diese Vorweihnachtstage im Dorf.

Zum Abend. Mitten durch das Flockentreiben ein frohes Lachen. Das sind die Jungen vom Jugendverein. Sie kommen zum Heimabend. Wir sitzen um den runden Tisch im warmen Heim. Das ist eine Freude. Die strahlt gerad so, wie die Weihnachtssterne aus ihren Augen. Eine Geige klingt auf, ein Lied:

Laufet, ihr Hirten, lauft alle zugleich,
nehmet Schalmeien und Pfeifen mit euch!
Lauft alle zumal mit freudigem Schall auf Bethlehem zum Kripplein,
zum Kripplein im Stall.

Nun kommt der Präses und stimmt gleich mit in das Singen ein. Er hat seine Klampfe mit. So ist's fein. Hernach wird erzählt. Unter dem erhellten Adventskranz. Nun wird vom Krippenbauen erzählt. Wir bauen Krippen. Die Figuren haben wir uns vom Jugendhaus schicken lassen. Feine künstlerische Figuren zum Aussägen, zum Ausschneiden. Von Bachlechner, von Baumgarten, Fuchs, Fuhrich, Kluibenschedl, Schuhmacher, Bleiches, Wörndle. Den Stall wollen wir selbst bauen. Nun wird's wieder ein frohes Arbeiten geben daheim. Alle müssen helfen die Krippe bauen. Wenn wir heimgehen von solchen Heimabenden im Advent, durch den hohen Schnee im hundertfältigen Glanz der Sterne, dann überkommt es uns wie ein Wunder. Mir dünkt dann immer, die würzige Frische dieser landgeborenen Jugend überwindet all jene Problematik, die oft all zu schwer auf jungen Herzen lastet. Sie überwindet sie ohne viel Worte. Im Zügel einer geliebten Führung.

Nun sollt ihr die Krippenbauer an der Arbeit sehen. Gleich als der Schnee alles dicht zudeckte, begann das Basteln in den Stuben. Die Jungen warteten schon darauf. So zimmerten sie zuerst Futterkästen für die Vögel, die jetzt verfroren und verschneit in den Zweigen hängen. Und nun seit dem sie beim letzten Heimabend der Zauber der Christzeit überkam, geht's ans Krippenbauen. Erst das Krippenhaus. Daran schaffen sie nun mit allem Eifer. Alle ihre Träume und die Abenteuer der Phantasie, alles was so in einer jungen Seele wach ist, wird mit hinein gebaut. Das Krippenbauen ist ihnen wie ein langersehnter Feiertag, wie ein sichtbares Wunder. Ich glaube, es überkommt sie die kindliche Freude und das lichte Wunder der Christnacht, wie einst die Hirten. Die Abende kommen ja zur Winterszeit früh und wenn alles Tagewerk wohl beendet, geht's ans Krippenbauen. Im Schein der Adventskerzen. Im herben Tannenduft. Mit leisem Singen und Flüstern. Mit der stillen Lesung aus der Schrift. Komm einmal in eine solche Krippenbauwerkstatt. Da liegen große Feldsteine, Moos, Stroh, Schilf, Holz und Bretter, Pappe, Leim, Nägel, Hammer und anderes Werkzeug. Da wird geschnitzt, gezeichnet, gemalt, gehämmert, gesägt. Die ganze Familie hilft. Alles ist mit ganzer Seele dabei. Du siehst die Freude, wie sie aus den Augen leuchtet. Die leicht erglühten Wangen. Die Hände fassen vorsichtig und leicht jedes Brettchen, jedes Stück Moos, jedes Steinchen. So ersteht die Krippenlandschaft. Eine hügelige Fläche. Ein Bächlein fließt durch. Bäume und Strauchwerk. Immer schöner muß es werden. Dann darauf der Stall, die einsame Hütte. So wie in der Heimat. Am Rand des Dorfes eine zerfallene Scheune steht. Sie ist Vorbild. Alte Mauern, dahinter die Stadt.

Wir besuchen mit dem Präses die Krippenbauer. Das ist nun eine Freude das alles zu schauen. Wir finden bald zwei Arten der Krippe. Die heimatliche und die orientalische. Letztere mit Palmen und der Stadt auf dem Berge. Das Morgenland wie jeder sichs erträumt, wird aufgebaut.

So kommen die Tage des heiligen Christfestes immer näher. Das Sankt Barbarafest ist schon vorbei. Wir hielten einen schönen Pfarrjugendabend an ihrem Festtag.

Sankt Barbara, du edle Braut,
all Freud' und Leid sei dir vertraut.

Dann war das lichte Fest der unbefleckten Empfängnis Mariens verklungen. Es ist das schönste innigste Fest in stiller Adventszeit. Wir erleben es ganz freudig. Ein freudiger Akkord wallt auf. Die violette, samtne Farbe wird mit der weißen leuchtenden vertauscht. Die Mutter zeigte uns das Bild der reinen Jungfrau. Wir wuchsen mit ihm groß. Mit dem Bilde der Jungfrau mit dem Sternenreif, mit der Mondsichel, mit der Lilie. Sie blickt auf in den Jubel der Wolken. Sie träumt, das Kind auf dem Schoße, im Rosenhag. Wie sind diese Bilder schön. Ich muß sie immer wieder über aller Arbeit schauen. Dieses Fest der Jungfrau klingt so rein glockenklar in alle Krippenbauarbeit.

Über alle Schnitzarbeit, über alles Ausschneiden, Malen, Hämmern, Sägen, sehen wir ihr Bild. Die ancilla Domini, die Magd des Herrn: sie sinnt ins Land hinein, betet das Magnificat. Die beiden Augen schauen über ferne Wege. Dann wie der Lichtschein der heiligen Nacht Mutter und Kind aus dem Dunkel des Stalles hebt. Die Schleierumwehte küßt ihr Kind. Die Lockenumrieselte umschweben Engel. Wie schön ist diese Mutter und Frau und wie innig schmiegt sich ihr das Kind. Wie sie den Engeln lauscht. Den leisen Hirtenflöten. In dulci jubilo. Alle diese Schönheit klingt und strömet in unser Werk in jedes Tun unseres Lebens.

Nikolaustag war schon vorbei. Es war der letzte Sonntag im Advent. Der goldene Sonntag. Da nehmen wir unsere Krippen und bringen sie ins Jugendheim. Stellen sie zwischen Tannengrün und Kerzenschein auf. Nach dem sonntäglichen Hochamt kommt die ganze Gemeinde zur Krippenausstellung. Alle sind erfreut, beglückt. Nehmen in alles Dunkel der Zeit ein Lichtstrahl mit von der Krippe. Alle Freude, alle Reinheit, alle Güte, alle Liebe, die in jungen Herzen ist, leuchtet und singt aus der stillen selbstgebauten Krippe. Denn unendlich schöner und feiner ist eine Krippe im Herzen gebaut bei aller äußerer Bastelarbeit. Sie ist bereit, das Licht der Christnacht zu empfangen. Den ganzen Jubel hineinrauschen, hineinspielen zu lassen.

Laßt uns das Kindelein wiegen,
das Herz zum Krippelein biegen . . .

so sangen wir in unserem schlesischen Krippenspiel, das wir zur Weihnachtsfeier spielten.

Am Spätnachmittag, ehe sich der heilige Abend sacht und leise übers Dorf senkt, tragen wir unsere Krippen heim in die Familie. Wir schreiten durch das weiße Spiel der Schneeflocken. Sie tanzen zwischen unsere Krippe, zwischen die Figuren. Die silberhellen Sternlein. Wir tauen sie mit unseren Lippen.

Daheim steht sie nun, unsere Krippe. Wir zünden die Lichter der heiligen Nacht davor an. Dann den Christbaum. O wie ist Weihnachten dann fröhlich. Unsere Augen schauen all das Licht, das aufgeleuchtet ist und unser Herz klopft in großen Freuden.

Unser Tun vermengt sich so,
wie sich Wein und Quelle mengen,
Wie sich mischen Heu und Stroh
In dem Krippengrund, dem engen,
Wie sich Flachs zum Linnen biegt,
Bis der Heiland darauf liegt.

Ruth Schaumann.

Wir stimmen die Geigen, die Klampfen und alle Musika. Und es singt und klingt! In dulci jubilo! Bis die Glocken feierlich hineinklingen in alle Stuben und wir dem Glockenlied folgen zur hellsten schönsten Christnacht. Und die Stimmen und das Orgelspiel wogt und singt innig

schön. Dann hören wir die frohe Botschaft. . . . Seht, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, der Christus der Herr ist!

Und dann überkommt uns die Freude und wir müssen eilends gehen, um ihn zu schauen, um von seinem Licht beglückt zu werden. —

So steht die Krippe wundersam schön, gnadenbringend in der Kirche, in der Familie, in jedem Herzen, das den weiten, langen, sehnsuchtsvollen Weg durch Adventstage dem Licht entgegenharrte. Ec hoc vobis signum. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt in einer Krippe liegend. O göttliches Kind. Jesusknabe. Wir knien vor deiner Krippe. Lächeln von deiner Güte fällt zu uns hernieder, Singen aus deiner Stille, Beten aus deinem Grund.

So laßt uns zur Weihnacht Krippen bauen in unseren Heimatdörfern, in unseren Städten, in jeder Familie. In stiller froher Arbeit, die not tut. Sie schafft die Atmosphäre, der die Jugend anheimfällt und in der sie Erfüllung findet. Es ist unsere Aufgabe und Pflicht, christliche Kultur so frühlingshaft, so echt zu gestalten, daß lebendige Menschen in ihr wachsen und aus ihr jubeln können!

Zu dieser christlichen Kultur, zu dieser Volkskunst, zu dieser kristallfeinen Heimatsitte und edlem Familienbrauch gehört das Krippenbauen. Laßt es in liebevoller Arbeit im oberschlesischen Volke heimisch werden. Fangen wir an in unseren Jugendvereinen, in den Schulen zur Werkstunde, es wird eine unendlich große Freude in alle Familien kommen.

Lasset uns nach Bethlehem gehen. Dem silberhellen großen Stern folgend. Zum göttlichen Kind. Zum Jesusknaben.

Laßt uns das Kindelein wiegen,
Das Herz zum Krippelein biegen.

Anm.: Figuren von hohem künstlerischem Wert von Fuchs, Bachlechner und den anderen oben genannten katholischen Malern zu beziehen durch Jugendhaus Düsseldorf, Schließfach 10 118.

Literatur zum Krippenbau: Leo Weismantel: Das Buch der Krippen. Dücker: Krippenbastelbuch und Figurenbastelbuch, Klassen: Krippenbüchlein. Ein Wort vom Sinn und Segen der Hauskrippe. Planner: Der Krippenbau, Anleitung und Anregung. Lieder zum Krippenbauabend im Spielmann von Clemens Neumann.

Mitteilungen / Bücherecke

Das Erlebnis der oberschlesischen Volksabstimmung

Am 20. März 1931 ist der 10jährige Gedenktag der oberschlesischen Volksabstimmung. Wir nehmen ihn zum Anlaß, zu einer Sammlung von Erlebnissen aus der Abstimmungszeit aufzurufen. Was damals vor, während und nach der Abstimmung, einschließlich der Putschzeit und der Teilung Oberschlesiens, unser deutschtreues Volk stritt und litt, ist wert, in Einzelheiten festgehalten und der Nachwelt überliefert zu werden.

Wir laden hiermit ein, solche Erlebnisse bald, spätestens bis zum 10. Januar 1931 an die Schriftleitung der Monatsschrift „Der Oberschlesier" in Oppeln, Eichendorffstraße 14, einzusenden, und zwar mit genauem Absendervermerk. Ein Redaktionsausschuß, bestehend aus je einem Vertreter der unterzeichneten Stellen, wird die Sichtung der eingegangenen Beiträge vornehmen und ihre Darbietung in einem zum 10jährigen Gedenken der oberschlesischen Volksabstimmung erscheinenden Sonderheft des „Oberschlesiers" vorbereiten. Noch andere Veröffentlichungsmöglichkeiten sind vorgemerkt. Bei sehr lohnendem Ergebnis ist auch an die Herausgabe eines eigenen Buches gedacht.

Die angenommenen Beiträge werden angemessen honoriert.

Die Bedingungen sind folgende:

Das Erlebnis, ein eigenes, beobachtetes oder aus sicherer Quelle gehörtes, muß wahrheitsgemäß dargestellt und wesentlich für die damalige Zeit sein. Die Darbietung soll in einer sprachlich gültigen Form erfolgen. Dabei wird weniger Wert auf das Literarische gelegt und mehr auf einen ursprünglichen und schlichten, lebendigen und volksverbundenen Bericht. Literarische Gestaltung ist damit nicht ausgeschlossen.

Im Umfange dürfen die Arbeiten 2—4 Schreibmaschinenseiten nicht überschreiten.

Außerdem rufen wir die oberschlesische und deutsche Öffentlichkeit hiermit zur Einsendung von typischen Bildern aus der Abstimmungszeit auf, von einfachen Photos, Postkarten u. dgl. Die zur Verwendung gelangenden Bilder werden gleichfalls honoriert. Alle Bilder werden nach Gebrauch richtig zurückgegeben. Auch diese Bilder sind an die Schriftleitung des „Oberschlesiers" in Oppeln mit Absendervermerk zu senden.

Der Oberpräsident
der Provinz Oberschlesien

Der Landeshauptmann
der Provinz Oberschlesien

Vereinigte Verbände
heimattreuer Oberschlesier

Schutzverband deutscher Schriftsteller,
Gau Oberschlesien

Monatsschrift „Der Oberschlesier".

Adolf Münzer, der erfolgreiche oberschlesische Maler,

feierte am 5. Dezember seinen 60. Geburtstag. Adolf Münzer wurde 1870 in Pleß geboren und wirkt z. Zt. in Düsseldorf. In den letzten Jahren arbeitete er öfters auch in Oberschlesien. (Vergl. seine Bilder im „Haus Oberschlesien" in Gleiwitz). Möge ihm, der so sehr an seiner oberschlesischen Heimat hängt, noch eine lange und erfolgreiche Wirksamkeit beschert sein.

Der Preußische Minister für Volkswohlfahrt hat mit Erlaß vom 24. November 1930 Regierungsdirektor Dr. Weigel zum Mitgliede des Landesbeirats für Jugendpflege, Jugendbewegung und Leibesübungen berufen.

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien

hat trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Lage seine Autorenabende auch in diesem Winter fortgesetzt. Die Ortsgruppe Gleiwitz entwickelte diesmal eine stärkere Tätigkeit. Der erste Abend war dem Oppelner Schriftsteller Alfred Nowinski gewidmet. Der Abend war überraschend gut besucht und erfreute sich reichen Beifalls, namentlich auch bei den zahlreichen Vertretern der Gleiwitzer Lehrerschaft. Die „Ostdeutsche Morgenpost" nannte in ihrer Besprechung des Abends Nowinski einen der bedeutendsten Köpfe unter den Schriftstellern Oberschlesiens.

Der gute Erfolg des Abends regte zur Veranstaltung eines zweiten an, der dem Gleiwitzer Kreise die beiden jungen erfolgreichen Schriftsteller Hans Niekrawietz und Josef Wiessalla aus Oppeln vorstellte. Niekrawietz errang seinen Erfolg mit Lyrik, Wiessalla mit seiner inzwischen bei Cassirer-Berlin erschienenen Novelle und einer Szene seines Dramas „Krise".

Die Oppelner Ortsgruppe trat nur mit einem Abend hervor, der zwei Breslauer Gäste nach Oppeln rief. Leonhard Hora, Mitglied des Gaues, bot Proben seiner von Hermann Stehr bestens beurteilten Lyrik. Gerhard Strecke, der bekannte Komponist und Musikkritiker, brachte, außer eigenem, Kompositionen junger Oberschlesier.

Buchausstellungen vor Weihnachten

Erfreulicher Weise haben trotz der Ungunst der Zeit auch in diesem Jahre in verschiedenen Städten unserer Heimat Buchausstellungen vor Weihnachten stattgefunden.

Eindrucksvoll war beispielsweise die Ausstellung in Oppeln. Sie wurde angeregt von Frau von Flotow und dann von ihr in Zusammenarbeit mit der Leiterin der Oppelner Stadtbücherei, Frl. Mikulla, und in Gemeinschaft mit der Oppelner Ortsgruppe des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller durchgeführt. Die Ausstellung, bei der die Buchberatung im Vordergrunde stand, wurde sehr stark besucht. Sie zeigte neuzeitliche schöngeistige Literatur, Kinderbücher, Werke über bildende Kunst, eine Abteilung Grenzlanddichtung; eine besondere Abteilung war dem Heimatbuch gewidmet, wieder eine andere unserer Monatsschrift „Der Oberschlesier", wobei wir einmal bei aller Einfachheit doch eindringlich die Entwicklung und die Ziele unseres Oberschlesier-Verlages anschaulich machen konnten.

Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß gleichzeitig dieses Jahr vor Weihnachten das Jugendamt der Provinzialverwaltung in Ratibor unter Leitung von Landesrat Paduch Buchausstellungen vor Weihnachten befürwortete und anregte, den Erwachsenen praktische Hinweise zu geben, welche Bücher man zu Weihnachten insbesondere der Jugend schenken müsse, die ja heute durch die Schmutz- und Schundliteratur ganz besonders gefährdet ist. Das Landesjugendamt macht damit eine in Oberschlesien bereits früher geübte Tradition wieder lebendig. Ich erinnere mich immer noch sehr gern an die Buch- und Bilderausstellungen, die kurz vor dem Kriege, angeregt und unterstützt von Karl Kaisig vom Verband oberschlesischer Volksbüchereien, oft bis in die kleinsten Orte Oberschlesiens geboten wurden und die, so scheint es uns, den Schmutz und Schund besser bekämpfen, als alle noch so gutgemeinten Warnungen und Entrüstungskanonaden.

Die rühmlich bekannte „Schönwälder Stickstube", Gleiwitz, Ring 19, teilt mit: Wir haben unserem Betrieb eine Verkaufsstelle der Kunstgüsse der Staatlichen Hütte Gleiwitz und des Tillowitzer Porzellans (Tillowitz, Kreis Falkenberg O/S.) angegliedert und sind damit in der Darbietung edler Gebrauchs- und Geschenkartikel oberschlesischer Herkunft entsprechend leistungsfähiger geworden. Längst schon ist es bei verständnisvollen Freunden oberschlesischer Heimatkunst zur guten Gewohnheit geworden, bei Geschenkgelegenheiten jeglicher Art — besonders nach auswärts — an die Schönwälder Stickstube zu denken und auswärtige Besucher, Künstler, Gelehrte, Studenten, Volkstumsforscher zu uns zu führen, damit sie diese oberschlesische Sehenswürdigkeit kennen lernen. Bitte besuchen Sie uns. In Kürze nehmen wir auf: Plastiken (Holz und Ton) von Ondrusch, Leobschütz, Breitenbach, Gleiwitz u. a.

Das Oppelner Museum

feierte im Dezember d. Js. das Jubiläum seines 30jährigen Bestehens. Die Gäste begrüßte Oberbürgermeister Dr. Berger. Den Festvortrag hielt Provinzialkonservator Pfarrer Hadelt-Alt-Wette.

Verwalter des Museums ist Archivar Dr. Steinert-Oppeln.

Eine heimatgeschichtliche Tagung

veranstalteten die Hauptstelle für Erziehung und Unterricht und die Zweigstelle Breslau des deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik in Verbindung mit dem Verein für Geschichte Schlesiens während der Herbstferien in Breslau, von der mehr als 300 Lehrende der beiden schlesischen Provinzen vielseitige geschichtliche Kenntnisse und reiche Anregungen mitnahmen. Die Vorträge behandelten: „Der schlesische Lehrer als Heimatforscher". (Archivdirektor Dr. Dersch.) „Grundzüge der Siedlungsgeschichte Schlesiens" (Prof. Dr. Aubin.) „Schlesien und die kath. Kirche" (Pater Dr. Odilio Schmidt.) „Religion und Volkstum — Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens" (Prof. Lic. Preisler.) „Friedrich der Große und Schlesien" (Prof. Dr. Andreae.) „Schlesien und der Weltkrieg" (Landeskämmerer Werner.) Diese durchweg wertvollen Vorträge wurden durch Besichtigungen der Breslauer Archive, Bibliotheken und Museen vertieft und ergänzt. St.

Arnold Mendelssohn. Die Grundlagen seines Schaffens und seiner Werke.

Von Hermann Hering. Gustav Bosse, Verlag, Regensburg.

Mode, Konjunktur und ihre journalistische Inszenierung haben auch früher die Anerkennung wahrer Kulturwerte innerhalb der Bezirke der Kunst oft generationenlang verhindert. Heut aber ist der Taumel um die Götzen des Tages so angeschwollen, daß es wahrlich erstaunt, wenn jemand den Mut hat, allen Tendenzen der Kunstbörse zum Trotz eine Meisterschaft zu proklamieren, die dem Markt nicht dient, die im stillen schafft. Als wir in diesen Blättern anläßlich des 70. Geburtstages für Arnold Mendelssohn in seiner oberschlesischen Heimat warben, waren unsere Erfolgshoffnungen gewiß nicht übertrieben. Aber selbst diese bescheidenen Erwartungen sind getäuscht worden. Nun widmet Hermann Hering dem greisen Meister ein Büchlein. Er meint, daß nach einer Zeit der Irrungen und Wirrungen in der Kunst jetzt die Anzeichen einer Besinnung sich melden, daß die objektive Einstellung auf die sachlichen Grundlagen der Kunst, die sich unaufhaltsam durchsetzt, auch Schaffenden vom Schlage Arnold Mendelssohns Aussicht auf eine gerechtere Beurteilung gewährleistet. Wir begegnen uns in der Feststellung, daß Mendelssohn auf dem Gebiet der Vokalkomposition der Neuzeit eine bahnbrechende Rolle spielt. Wir zeigen dieses Büchlein daher mit großer Freude an, wir wünschen es in die Hände aller oberschlesischen Chormeister, Musiker und Musikschriftsteller, wir sähen es gern dem Bestande jeder oberschlesischen Bücherei einverleibt. Es kann sehr gut die Grundlage abgeben zu Vorträgen oder Werbeartikeln für unsern großen Landsmann, es kann die verantwortlichen Musiker kurz aber gründlich in die reichen Schätze seiner Lebensarbeit einführen und Verständnis für seine besondere Art vermitteln. Es fußt auf den Ergebnissen der Typenforschungen der Marburger psychologischen Schule (Prof. E. R. Jaensch). Es deutet ferner außerordentlich feines Selbstbeobachten Mendelssohns über den Schaffensprozeß des Komponisten. Er selbst rechnet sich zu den Augenmusikern, die eines medialen Anstoßes bedürfen, damit die Produktion in Fluß komme. Außerordentlich aufschlußreich sind die Fragen nach seiner Formgebarung und nach seinem Verhalten zu den textlichen Vorlagen beantwortet.

Das interessante Büchlein bietet darüberhinaus eine liebevolle Einführung in das Gesamtschaffen Arnold Mendelssohns. Insbesondere erfährt die große Gruppe seiner Vokalwerke (Lieder, Opern und Chöre) eingehendere Darstellung. Es kann somit für alle, die es gut mit der schlesischen Musik meinen, ein trefflicher Führer werden. Es könnte auch die Massen aufrufen, in die Reihen derer zu treten, denen es nicht nur eine rein künstlerische Aufgabe höchsten Wertes bedeutet, die schöpferischen Geister unserer Heimat in engsten Kontakt mit ihren Bewohnern zu bringen, denen es vielmehr als eine hehre Pflicht nationaler Betätigung erscheint, die Kulturkraft unseres Grenzbezirks zu erweisen und zu üben.

Wir haben einmal die musikalischen Führerpersönlichkeiten Oberschlesiens ermuntert, jedes Jahr doch wenigstens eine Veranstaltung der Propaganda für die Komponisten unserer Heimat bereitzuhalten. In vielen Aufsätzen und Hinweisen des „Oberschlesiers" ist auf die verfügbaren Materialien aufmerksam gemacht worden. Es darf ohne Unbescheidenheit ausgesprochen werden, daß wir nicht arm dastehen, wenn wir unsere musikalische „Heimatkunst" ansehen. Wie hält man es denn anderswo damit? Fast jede Provinz und jedes Land leistet sich alljährlich ein Musikfest, um die eigenen Leistungen zu zeigen. Die sogenannten „schlesischen" Musikfeste aber — lucus a non lucendo! Daß die Zeit für rein oberschlesische Musikfeste reif ist, glauben wir schon deshalb bejahen zu müssen, weil die schöpferischen „schlesischen" Musiker bis auf geringe Ausnahmen aus Oberschlesien stammen. (Vergl. in diesem Heft auch die Ausführungen über die oberschl. Mendelssohnfeier in Ratibor.)

Gerhard Strecke.

Musikleben

Vor zwei Jahren hat der staatlich anerkannte Musikpädagoge Franz Bernert-Gleiwitz einen Orchesterverein gegründet, der bestrebt ist, in der oberschlesischen Heimat wertvolle orchestrale Musik zu Gehör zu bringen. Das erste Konzert brachte Musik des Rokoko: Boccherini Sinfonie C dur — Stamitz Orchester Suite Nr. 6 G dur und Abschiedssinfonie fiss moll von J. Handn. Solist: Theo Knust-Leipzig. Das zweite Konzert war Mozart gewidmet. Sinfonie g moll Werk 40 Ouverture zu Il Ré Pastore-Sopranarie „Dein bin ich" aus Il Ré Pastore und die Arien der Königin der Nacht aus der Zauberflöte. Solistin: Anni Bernert-Gleiwitz. Dann ein Kammerkonzert mit Blasinstrumenten. Werke von Händel — Nachtigallen-Szene aus Il Pensieroso für Sopran mit obligater Flöte (Sopran Anni Bernert). Beethoven op. 16 Bläserquintett und das Bläsersertett des Neuromantikers L. Thuille op. 6. Am Flügel: Erwin Larisch-Hindenburg. Am 22. Oktober spielte die Vereinigung im Gleiwitzer Sender das Programm „Musik des Rokoko". In Vorbereitung sind: ein großes Sinfoniekonzert Beethoven Sinfonie Nr. 2 D dur und Klavierkonzert C dur (Erwin Larisch). Weber: Ouverture aus der Oper „Der Freischütz". 2. ein Kammerorchesterkonzert: Jean Baptiste Lully — G. Ph. Telemann — Vivaldi. Die Eintrittspreise werden immer volkstümlich gehalten, sodaß die Konzerte weitesten Kreisen zugänglich sind.

Das Institut für Grenz- und Auslandsstudien

in Berlin-Steglitz, dessen Gründer und Leiter Dr. Max Hildebert Boehm ist, konnte Ende dieses Jahres auf eine 10jährige erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken.

In den nächsten Tagen erscheint der III. Band des Schlesischen Jahrbuches (1930/31). Wir machen unsere Leser auf den diesem Heft beigefügten Werbebogen besonders aufmerksam. Auch unsere Monatsschrift „Der Oberschlesier" unterstützt gern die Bestrebungen der Schlesischen Kulturwochen und damit das Schlesische Jahrbuch. Wenn wir auch zunächst, durch die Erfahrung der Geschichte klüger geworden, unsere ganze Kraft der pfleglichen Kulturentwicklung Oberschlesiens widmen und widmen müssen, so helfen wir doch gern auch immer dort, wo gesamtschlesische und gesamtdeutsche Notwendigkeiten gegeben sind.

Auch das neue Schlesische Jahrbuch, dessen Druckbogen uns bereits vorliegen, bringt wieder eine Fülle wertvollster Heimatarbeit und mannigfacher Anregungen. Zunächst Berichte über die 6. Schlesische Kulturwoche in Gablonz und die dort gebotenen Vorträge von Prof. Dr. Reche-Leipzig über „Rassenkundliche Probleme der Sudetenschlesier", Prof. Bornhausen „Der Arnauer Heidenstein", Josef Strzygowski-Wien „Die Kreuzung der Kunstkreise in Schlesien", Prof. Aubin-Breslau „Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume", Prof. Dr. Josef Nadler-Königsberg „Die schlesische Dichtung der Gegenwart" (den Lesern des „Oberschlesiers" bereits aus dem Septemberheft 30 bekannt), Bürgermeister Fischer-Gablonz „Von der Glasindustrie zu beiden Seiten des Gebirges".

Auch Oberschlesien ist diesmal besonders reich vertreten, in Anbetracht dessen, daß wir 1931 das 10jährige Gedenken der oberschlesischen Volksabstimmung haben. Viktor Kauder-Kattowitz schreibt über „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien", Dr. Alfred Schellenberg-Breslau über „Oberschlesien und seine bildenden Künstler", wozu wir dem Schlesischen Jahrbuch mit dem reichen Klischeematerial unseres „Oberschlesiers" zur Verfügung stehen konnten. Paul Barsch ist mit mehreren Beiträgen vertreten, Hugo Gnielczyk erzählt von „Mutter und Kind im Volksglauben des Kreises Leobschütz", Robert Kurpiun „Aus dem oberschlesischen Volksleben". Von Alfred Hein enthält das Jahrbuch „Im Land der heiligen Berge", von Georg Langer eine „Böhmische Legende". Außerdem bringt es Beiträge von Dr. Richard Patscheider (Stammland-Bewegung), Dr. Knopp (Über die Erdgeschichte des gesamtschlesischen Raumes), Fritz Walther Bischoff (An die Heimat), Dr. Emil Hadina (Vom deutschen Volksminnesang zu Walther v. d. Vogelweide), Erwin Heine (Fremde), Robert Hohlbaum (Das Grammophon), Hans-Christoph Kaergel (Wir vom Ostland), Erwin Ott (Zwei Gedichte), Hugo Scholz (Ein heimlicher König), Maria Stona (Ho! Ein Straßenbild), Gustav Willscher (Was ech sein möcht!), Bruno Hanns Wittek (Als ich am Abend durchs Korn gegangen).

Auf den reichen Bilderschmuck, auch gute Aufnahmen aus Ost-Oberschlesien, sei besonders hingewiesen. Bearbeiter des neuen Bandes sind Bruno Hanns Wittek-Troppau, Professor Patscheider-Troppau und die Professoren Bornhausen und Schneck-Breslau. Für 2.— Mark ist dieser Sammelband schlesischen Zusammengehörigkeitsgefühls nicht nur billig, sondern geradezu geschenkt.

Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins.

In 20. Folge erscheinend. Heft 11/12. 1929, 8° 212 S. mit 3 Bildertafeln. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alfons Perlick. Beuthen, im Selbstverlage des Vereins.

Dieses Doppelheft enthält 27 Beiträge aus den verschiedensten Gebieten der Geschichte der oberschlesischen Heimat. Gerade diese Vielseitigkeit des dargebotenen Stoffes dürfte dem Hefte einen weiten Kreis von Lesern sichern. Es sind lehrreiche, mit wissenschaftlichem Ernste geschriebene kleinere und größere Aufsätze, die viele interessante Einzelheiten für den Geschichtsforscher und für die Heimatkunde bieten. Auch über Oberschlesien hinaus sollte das Doppelheft die wohlverdiente Beachtung finden.

Dr. P. H.

Vier Bücher der Sehnsucht

Vier Bücher auf meinem Tisch: unterschiedlich in der Melodie des Leitmotivs, der stilistischen Prägung, des dichterischen Wertes. Und doch: alle getragen von einem heißen Wind der Sehnsucht ...

Da weht der Freiheitsoden aus dem Buch „Die Haiduken", das der inzwischen berühmt gewordene Panait Istrati — von Romain Rolland entdeckt — aus dem Lande seiner Väter, Rumänien, erzählt. Wer ein Haiduk ist? — „Ei, das ist der Mann, der weder Unterdrückung noch Knechtschaft erträgt, im Walde lebt, die grausamen Gospodaren tötet und die Armen beschützt." — Und davon erzählt nun dies Buch mit starker Ursprünglichkeit. Realistisch und legendär zugleich erleben wir diese romantischen Gestalten des Balkans, der hier ach, so fern vom müden, untergehenden Abendlande einer senilen Zeitliteratur liegt ... (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Dann kommt ein Außenseiter des Daseins, mitten in Berlin: Georg Fink, „Mich hungert". Ein erschütterndes Selbstbekenntnis, gemahnend an Knut Hamsuns grandiosen Erstling „Hunger". Weniger dichterisch als dieser ist Fink gewiß, aber auch ungleich zeitnäher. Der Millionenmund des Arbeitslosenschicksals spricht aus ihm. Anklage, ohne Empörung: „Ich habe bittere Schläge bekommen, und ich kann den Schmerz, den sie mir taten, nicht segnen. Aber die Hand, die sie führte, an deren Weisheit glaube ich". (Bruno Cassierer-Verlag, Berlin).

Zudritt erscheint nun einer der Satten, von den oberen Zehntausend — und doch ein Mann, der nie genug hat. Was Leonhard Frank für seine Generation im „Bürger" ansetzte, das hat hier Hans Natonek zeitgültig gestaltet. Und der Titel? Er steht mehr denn je grinsend über unseren Jahren: „Geld regiert die Welt"! Der Kapitalist dieses Buches will unbedingt auf seine Art die Welt erneuern! — Hört: „Er wollte die Ehe in Freundschaft umtauschen, er wollte seinen Goldklumpen los sein, er war von ganz unten nach ganz oben gefallen und wieder herunter". (Paul Zsolnay-Verlag, Wien).

Zuguterletzt: Gedichte! Aber nicht verträumte Lyrik, unterm Weihnachtbaum zu lesen und dabei Marzipan zu knabbern — Gedichte, die auch dem politischen Gegner dieses Sohnes eines Oberstaatsanwaltes Achtung und Verstehen abnötigen. Es ist Johannes R. Becher: „Ein Mensch unserer Zeit". Er ruft, und das gilt wohl zutiefst in jedem Betracht: „Laßt den Rausch! Laßt das Gespenster! Setzt dort ein, wo in der Gegenwart die Zukunft beginnt!" (Malik-Verlag, Berlin).

Alfons Hayduk.

„Strampedemi"

Ein Liederbuch von Jungen Trutz und Art. Für ein bis zwei Singstimmen eingerichtet und meist mit Begleitbuchstaben versehen von Walter Hensel, Bärenreiterverlag Kassel.

Mit einer leider nur zur begründeten Ängstlichkeit nimmt man jedes neuerscheinende Burschen-, Mädchen-, Kinder-, Verbands-, Innungs- und ähnliche Liederbuch zur Hand. Umso lieber gehen wir an ein Büchlein heran, das uns schon durch den Namen seines Schöpfers jede Furcht vor Enttäuschung verscheucht. Und wie sehr lohnt uns Walter Hensel dies Vertrauen. Ich möchte sagen, dieses Buch ist ein Credo Hensels. Der Glaube an das gottgewollt Heldische in der Jugend wird nicht zum Gegenstand eines Ästhetizismus — er wird zur Tat, die der Jugend den Abweg durch Kitsch und Empfindelei ersparen will. Hensel sieht die wesentliche Darstellung des mannhaften Jugendideals in den alten edlen Reiter- und Soldatenliedern. Hier baut er auf: als Schatzgräber, indem er aus alten Quellen wertvolles Liedgut wieder lebendig macht, als Sammler, der mit sicherer Hand die neuen Weisen geistverwandter Freunde auszuwählen weiß, als schaffender Künstler, der uns überzeugend echte Weisen im alten Stile schenkt und nicht zuletzt als Pädagoge, der die Sehnsucht der jugendlichen Phantasie nach bunter Gestaltung fein und sicher zu befriedigen weiß. Feierlich einstimmige Choräle räumen frohen zweistimmigen Liedern ihr Recht ein; Fiedel, Flöte, Trommel, ja selbst (sehr glücklich angewendet) die Signaltrompete kommen zu Wort. Einige Märsche sind in einfache und vielleicht gerade deshalb so wirksame Sätze (Flöten und Geigen) gebracht. Die kernigen Holzschnitte von Prof. Alfons Niemann-Kassel heben sich ihres tiefen ethischen Gehalts wegen weit über den Charakter eines (Nur-) Buchschmucks hinaus. Unser Beten, unsere frohe Fahrt, das heitere Spiel, die ernste Feierstunde, erfahren durch dieses Buch große Bereicherung.

Wenn wir das Büchlein für den wirklich nicht hohen Preis von 1,80 *M* kart. oder 2,80 *M* geb. erworben haben, dann haben wir noch Walter Hensel eine besondere Dankesschuld abzutragen: zu singen, zu werben und daran zu wachsen.

Edm. Janik.

Prof. Dr. K. Haushofer, Japans Reichserneuerung. Strukturwandlungen von der Meiji-Ära bis heute.

Sammlung Göschen. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1930, 158 Seiten, in Leinen geb. 1.80 *M*.

Was hier auf gedrängtem Raume einer unserer besten Ostasienforscher, Prof. Dr. Haushofer, der Mitherausgeber der ausgezeichneten Zeitschrift „Geopolitik", darbietet, ist viel mehr als eine aufschlußreiche Einführung in die Probleme des neuen Werdens in Japan, von 1854 bis 1930. Das Buch wird uns auch Lehrmeister durch die überraschenden Vergleiche des japanischen politischen und kulturellen Strebens mit unseren deutschen Verhältnissen, es ist insbesondere eine Antwort auf die Frage, warum Japan, „wie unser Staatsbau, auf zu schmalem Grunde zu hoch emporgeführt, über-

baut, aus der Einkreisung herausschlüpfen konnte", die auch das ostasiatische Inselreich, dieses Land mit einer „uralten Seele", aufs stärkste gefährdete, während uns diese Einkreisung erdrückt hat und warum die beiden Reiche und Völker, über denen gleiche Gefahren durch gleiche Feinde schwebten, sich nicht zu gemeinsamer Abwehr zusammenfanden.

Karl May

Der Karl May-Verlag in Radebeul bei Dresden schickt mir drei dicke Bände ins Haus, denen ich sehr gern ein herzliches Wort der Empfehlung gerade hier im „Oberschlesier" widme, selbst auf die Gefahr hin, als Kulturbanause verschrieen zu werden. Denn die literarische Kritik hat Karl May zu Lebzeiten mit unerhörter Schärfe zugesetzt und auch jetzt noch schwankt wohl im Reiche der Literaturzunft sein Charakterbild!

Das sollte uns nicht anfechten. Für sehr viele von uns war Karl May eines der ganz großen Jugenderlebnisse und viele von uns glauben, durch seine Lektüre nicht schlechter geworden zu sein, vielmehr mancherlei für Gemüt und Leben gewonnen zu haben. Das wird mir wieder einmal so ganz deutlich, da ich die drei Bände in der Hand wiege: „Orangen und Datteln", „Durch das Land der Skipetaren", „In den Schluchten des Balkan". Wie oft mußten wir unwillkürlich ausrufen, wenn wir während des Krieges draußen an der Balkanfront über Land ritten: „Ganz wie im Karl May". Und man sollte niemals vergessen, daß gerade so mancher oberschlesischer Junge, der daheim nur die oberschlesisch-slawische Mundart hörte, sich durch die dicken Karl May-Bände durchgelesen hat zur guten Beherrschung der deutschen Sprache.

Endlich noch ein Wort eines begeisterten Karl May-Freundes in Beuthen, der mir kürzlich sagte: Man spreche heute soviel von Minderheitenschutz. In den Geschichten von Karl May wurde er schon propagiert lange Zeit vor dem Kriege. Immer bricht bei ihm das Mitleid durch mit den unterworfenen und bedrängten Völkern und es wird gezeigt, wie menschliche Güte, Anständigkeit von Mensch zu Mensch zum mindesten mildernd wirken auf die Beziehungen auch der Völker zueinander. Praktischer Minderheitenschutz!

Mit dem vorliegenden Heft beschließt unsere Monatsschrift „Der Oberschlesier" ihren 12. Jahrgang. Das Jahresinhaltsverzeichnis liegt bei. Künstlerisch wertvolle und haltbare Originaljahreseinbände bitten wir bei unserer Geschäftsstelle in Oppeln zu bestellen. Das Stück kostet nur 1.— *M*.

Wir wünschen hiermit den Freunden unserer Zeitschrift ein frohes neues Jahr und knüpfen daran die Bitte, auch 1931 Mitglied unserer Oberschlesier-Gemeinde zu bleiben.

Die Not der Zeit ist groß und gerade kulturelle und gemeinnützige Unternehmungen haben unter ihr besonders zu leiden. Umsomehr müssen wir hier im Grenzlande zusammenstehen in bewährter und alter Treue und helfen, daß unsere innerlich wahrhaftige und wirklich kulturelle Gemeinschaft nicht nur in der alten Stärke erhalten bleibt, sondern stetig und sicher weiter wächst.

Jeder Freund des „Oberschlesiers" müßte es sich zur Aufgabe machen, uns für 1931 einen neuen Bezieher zuzuführen. Mit der Zahl der Bezieher wachsen Wirkung und Leistung und dann, so wird uns übereinstimmend gesagt, bietet „Der Oberschlesier" soviel, daß das Heft mit 1.— Mark beinahe geschenkt ist.

Glückauf für 1931!

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Oppeln, Eichendorffstr. 14, zu richten.

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

2. Jahrg. 1930 Heft 5/10

Hoffmann, Die „Spillagritte" — Czmok, Vorweihnachtsstimmung auf dem Lande — Franzke, Zur Bedeutung der Weihnachtszeit im bürgerlichen Leben früherer Zeit — Slupik, Weihnachten in Sussetz, Kr. Pleß — Haroska, Der hl. Abend in Wittoslawitz, Kr. Cosel — Nickelreime — Fleischer, Sitten und Bräuche um die Jahreswende — Mainka, Ein alter Weihnachtsbrauch neu aufgelebt — Freiherr, Christbaumschmuck — Ronge, Das goldene Vaterunser — Slupik, Warum die Schuster nicht in den Himmel kommen — Krause, Warum die Teufel Schlesien nicht ertränkten — Bolik, Das „Massen" im Kreise Leobschütz — Krause, Zum Flurnamen „Überschar" — Hoffmann, Zu den Flurnamen „Heidenweg-Hertaweg" und „Galgenberg" — Antworten (1, 2) — Literatur.

Die „Spillagritte"

Beitrag zu den Beziehungen zwischen Volkskunde und Urgeschichte[1]

Die „Spillagritte" zieht von Weihnachten bis zum Dreikönigstage als unheimliches Wesen umher.

Dieser Volksglaube ist mir aus Pommerswitz, Kr. Leobschütz, bekannt. Drechsler kennt ihn in ganz Mitteldeutschland.[2] Erörtern wir zunächst die Zeitangabe. Sie führt uns mitten hinein in das innerliche Schauen der Frühzeit. In indogermanischer Zeit rechnete man nach Nächten.[3] Der Mond spielte in den religiösen Vorstellungen der Urzeit anscheinend eine größere Rolle als die Sonne.[4] Er erscheint den Ariern als gestaltende Macht des Alls.[5] So erklärt sich der Name Weihnacht. W. ist das germanische — und sicher auch indogermanische — Wintersonnenfest. Man mag sich die Feiern so vorstellen, wie es Klassen tut.[6] Die Germanen hatten ein Lunisolarjahr. Sie schoben zum Ausgleich des $12 \times 29^1/_2 = 354$ Tage zählenden Mondjahres und des 365 tägigen Sonnenjahres die „Zwölfnächte" ein.[7] In ihnen — vom 26. Dezember bis zum 6. Januar — wurde das Wintersonnenfest gefeiert. So erklärt es sich, daß diese Zeit besonders reich an abergläubischen Vorstellungen ist, daß die „Spillagritte" gerade in jenen Nächten umgeht.

[1] S. z. B. Mackensen, Volkskunde und Urgeschichte. Niederdtsch. Ztschr. für Volkskunde. Jhrg. 3, H. 2.

[2] Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Leipzig 1906, II/2, S. 13.

[3] Tacitus, Germania, Kap. 11. Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus, Leipzig 1921, S. 61.

[4] Siecke, Indogerm. Mythologie. Leipzig. Reclam S. 13. Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen. Mannus 16. H. 1/2.

[5] Schultz a. a. O. S. 121.

[6] Klassen, Das Jahr der Indogermanen. Beltz Bogen. Volkskd. 3 a u. b.

[7] Wilke a. a. O. S. 61, Wilke, Wortkunde. Leipzig 1913. S. 288 usw.

Beiblätter zur Monatsschrift „Der Oberschlesier" / Oppeln O.-S. / Schriftleitung dieser Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen O/Schl. / Altes Stadthaus.

Die Erscheinung wird uns noch verständlicher, wenn wir uns über die Persönlichkeit der „Spillagritte" unterrichten. Die Spillagritte oder Spillahöle, Pôpelhöle, Spillenlutsche[8] ist niemand anders als Frau Holle, die Baba Jaga der Slawen,[9] die Frau Perchta[10] der Salzburger. Die Frau Holle des Märchens ist wiederum die germanische Göttin Freya bezw. Frigga.[11] Die Mythe erzählt, daß Freya auf ihrem mit Katzen bespannten Wagen durch das Land fahre und besonders in den Zwölfnächten fleißige Frauen und Mädchen beschenke. Wer aber seinen Flachs noch nicht ausgesponnen habe, erhalte nichts. Drechsler berichtet einen fast gleichen Volksglauben aus der Striegauer Gegend von der Spillahöle.[12]

Es wurde bereits erwähnt, daß die Spillagritte auch Pôpelhöle genannt wird. In Katscher ist auch der Name Zumpeldrulle bekannt. Diese Namen deuten auf eine Vermummung. Die Perchtenmasken[13] der Alpler sind eine hierher gehörende bekannte Erscheinung. Solche Vermummungen sind Überreste religiöser Mysterien der Vorzeit. Es ist möglich, sie in Verbindung mit bronzezeitlichen Opferdarstellungen zu bringen.

Bei Kivik in Südschweden wurde ein aus Steinplatten zusammengesetztes Grab aus der Bronzezeit, aus der Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus, gefunden. Auf den Steinplatten sind figürliche Darstellungen eingeritzt, auch solche, die anscheinend Opferszenen darstellen. Es braucht sich hierbei nicht unbedingt um Totenopfer zu handeln, wie Franz[14] gern glauben möchte. Es können auch andere kultische Handlungen dargestellt sein. Auf zweien dieser Platten sehen wir je 8 anscheinend vermummte Gestalten. Girke[15] spricht sie, wie die meisten Deuter, als Alcispriester an, die langwallende braune Gewänder tragen und deren Haupt mit einem Schleier bedeckt ist.[16] Wilke[17] vermutet bei diesen Priestern Masken. Die von Tacitus im 43. Kapitel der Germania erwähnte „tincta corpora" der Harier sind gleichfalls eine Vermummungstracht.[18] Vermummungen mögen bei manchen kultischen Handlungen eine Rolle gespielt haben, wohl auch bei den Jünglingsweihen.[19] Überreste finden wir z. B. in dem Mummenspiel der Fastnacht, in den Perchtamasken bei den Umzügen am Perchttage, dem 6. Januar, im Salzburgischen, schließlich auch in bescheidenerem Maße in den Gestalten der Pôpelhöle, des Pôpelmanns und vielleicht auch der Zumpeldrulle. G. Hoffmann-Beuthen.

[8] Spillahöle = Spindelholle, Pôpelhöle = vermummte Holle.

[9] Schultz, Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier. Mannus 16, H. 3/4, S. 206

[10] Siecke a. a. O. S. 70. S. auch den lesenswerten Roman Perchtes Auszug v. Schmid-Norren. Horen-Verlag, Berlin.

[11] Siecke a. a. O.

[12] Drechsler a. a. O. 164.

[13] Karutz, Aus der Frühzeit des europäischen Geistes. Franckh, Stuttgart.

[14] Franz, Totenglaube und Totenbrauch. Sudeta. 1928. Jhrg. IV. H. 3/4. S. 183.

[15] Girke, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Leipzig 1922. Taf. 19. S. auch Bing, Die Götter der skandinavischen Felszeichnungen. Mannus 14.

[16] Girke a. a. O. II/S. 95.

[17] Wilke, Archäolog. Erläuterungen ... a. a. O. S. 78.

[18] Girke a. a. O. S. 96.

[19] Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen u. Männerbünde. Bühl 1927.

G. Hoffmann.

Vorweihnachtsstimmung auf dem Lande

Mit Beginn der Adventszeit bemächtigte sich der dörflichen Jugend in Erwartung des nahenden Weihnachtsfestes eine freudig gehobene Stimmung. Am frühen Morgen, als noch tiefe Finsternis die Erde bedeckte, eilte jung und alt bei Laternenschein oft stundenweit zu dem von mildem Kerzenschimmer erhellten Gotteshause zur hl. Roratemesse. Diese feierliche Stimmung teilte sich auch den Hausfrauen und dem Gesinde mit, welches seine Tagesarbeit mit frommem Gesang von Advents- und Weihnachtsliedern zu begleiten pflegte. An den langen Winterabenden kamen Frauen und Mädchen zum Federnschleißen zusammen, wobei ebenfalls fromme Lieder gesungen wurden. Überhaupt gilt der Oberschlesier als sehr musikliebend und sangesfreudig. Beweis hierfür die unzähligen Volkslieder. Bei dem religiösen Sinn der oberschlesischen Bevölkerung nimmt es auch nicht weiter wunder, daß mit Vorliebe fromme Weisen und Kirchenlieder und keine modernen seichten Schlager gesungen werden. In der Adventszeit wurden jeden Abend nach getaner Tagesarbeit vor dem Schlafengehen noch einige Lieder, als z. B.: Messyasz przyszedł na świat, Anioł pasterzom mówił, Dobra noc głowo święta Jezusa mojego und stets als Abschluß: Kto się w opiekę podda gesungen. Bei einem Gange durchs Dorf an einem Sonntag-Nachmittag oder -Abend hörte man aus fast jedem Hause fromme Adventsgesänge erschallen. Kein anderer Volksteil in unserem weiten Vaterlande besitzt einen solchen Reichtum an Kirchengesängen und Volksliedern wie gerade unser oberschlesisches Volk.

Am Barbaratage, dem 4. Dezember, werden sogen. „Barbarazweige" geschnitten, das sind Zweige von Weichselkirschen, welche ins Wasser gesteckt, in die Wärme gestellt, zu Weihnachten aufblühen. Im Industriebezirk wird das Fest der hl. Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute in feierlicher Weise durch Kirchgang und nachherigem Tanz begangen.

Am Vorabend des hl. Nikolaus, 6. Dezember, legen die Kinder Mützen oder Teller aufs Fensterbrett in dem Glauben, daß der hl. Nikolaus ihnen das Geschenk, bestehend in Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen hineinlegen werde. — Am Abend des St. Nikolaustages geht der „Nikel" im Dorfe von Haus zu Haus herum. — Dieser Nikel pflegt als hohe Gestalt in einem weißen Bischofsgewande und mit langem Bart aus Werg in die Häuser zu gehen, wo Kinder sind. Diese beten bei seinem Erscheinen knieend ein Vaterunser und Ave Maria und wagen kaum den Heiligen anzusehen, der eine lange Rute in der Hand hält. Sein Anblick schreckt die Kinder, und auf seinen Ruf: „Willst beten?" stürzen alle auf die Knie, worauf er ihnen Obst oder Pfefferkuchen schenkt. E. Czmok.

Zur Bedeutung der Weihnachtszeit im bürgerlichen Leben früherer Zeit

Das Weihnachtsfest hat seine religiöse Bedeutung durch die Jahrhunderte bewahrt; dagegen sind seine Beziehungen zum bürgerlichen Leben teils völlig in Vergessenheit geraten, teils so stark verblaßt, daß eine Sammlung aller hierfür in Frage kommenden Tatsachen zu begrüßen wäre. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine Anregung in dieser Richtung sein.

„Aus dem alten Julfeste wurde das Fest der Weihnachten, der heiligen Nächte, der Zwölfnächte oder der unrichtig sogenannten Zwölften, der Rauchnächte, weil man dann das Haus gegen den bösen Feind mit Weihwasser und Weihrauch schützte".[1] Ursprünglich mögen wohl die Hausbewohner die Weihe der Wohnung selbst vorgenommen haben; erst in späterer Zeit wurde dieser Akt durch die Geistlichkeit vollzogen: Die Kirche gab dem alten heidnischen Brauch eine christliche Bedeutung. Hier liegen die Anfänge der Collende, des Neujahrsumganges. In dem alten Kirchspiel von St. Maria in Beuthen O/S. wird der Collendegang erst nach 1500 erwähnt. Der die Einkünfte des Pfarrers regelnde Vertrag von 1490 enthält jedenfalls keinen Hinweis auf diesen Brauch; erst die Visitationsprotokolle aus dem 17. Jahrhundert vermerken eine an den Pfarrer abzuführende Neujahrsgabe und als dessen Gegenleistung die Verpflichtung zum „Besuch der Wohnungen mit den Reliquien" zu Neujahr. Dieser Neujahrsumgang, der gewöhnlich bald nach dem Weihnachtsfeste begann, ging somit wohl aus freier Vereinbarung hervor, wurde aber mit der Zeit für beide Teile verbindlich,[2] und der Geistliche hatte einen rechtlichen Anspruch auf die Opfergabe der Gläubigen; sie bildete einen Teil seines Einkommens. Darum finden wir sie in den Katastern von 1723 und 1746 verzeichnet; schließlich wurden sie durch das Allgemeine Landrecht gesetzlich verankert. — Heute sind sie vielerorts abgelöst.

Wie die katholische Kirche überall überlieferte

[1] E. H. Meyer, Mythologie der Germanen, 1903, S. 327.

[2] Man lese hierzu einmal das köstliche 8. Kapitel in Raabes „Horacker" nach.

Sitten und Gebräuche achtete, sie aber durch Unterlegung eines christlichen Sinnes in ihre Dienste nahm, so wird es auch bei den Neujahrsumgängen der Fall gewesen sein. Über die Bannung des Bösen hinaus dürfte der Neujahrsumgang noch einem anderen Zwecke gedient haben. Das Mittelalter betrachtete allgemein die Krankheiten als Schickungen Gottes, die darum auch mit religiösen Mitteln zu bekämpfen bezw. zu verhüten waren, und der Geistliche als Arzt ist eine bekannte Erscheinung des Mittelalters. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, dürften die Neujahrsumgänge dem Glauben entsprungen sein, daß durch die Weihe der Wohnung den Krankheiten der Zutritt verwehrt werde.

An Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr erfolgte früher auch vielfach die Ablieferung des „Deputates" an Pfarrer und Lehrer, deren Einkommen sich ja ehedem aus Geld und Naturalien zusammensetzte, welch letztere von den Gemeindeinsassen und dem Gutsherrn aufzubringen waren. Geliefert wurden in der Regel Getreide, Stroh und Heu; diese wurden gewogen, jene gemessen. Das waren wichtige Tage für Pfarrei und Schule, deren Höfe zu der Zeit einen lebhaften Betrieb aufwiesen. Neben dem Gespann des reichen Bauern stand der arme Häusler mit kargem Säckchen und kleinem Heu- oder Strohgebund. Und die Empfangsberechtigten hatten alle Hände voll zu tun mit Wiegen und Messen. Man hatte es eilig, man drängte sich, als ob man in heller Freude seine Gabe darbrächte. Doch das war es nicht. Der Bauer ist pfiffig, und wo er den Pfarrer und Lehrer übervorteilen konnte, was er sich nie zur Sünde rechnete, tat er es sehr gern, und so fand sich dann in manchem Gebund ein ansehnlicher Stein oder unter gutem Getreide manch Liter Hintergetreide, worüber die Deputatberechtigten natürlich keine reine Freude empfanden.

Aber auch sonst gab es bei der Abnahme des Deputates Auseinandersetzungen, die sich jedes Jahr wiederholten. Bezüglich des Strohes gab es keinen Zweifel: es mußte entweder Langstroh oder Krummstroh sein; aber das Heu bot häufig Anlaß zu Beanstandungen, wenn der Bauer Grummet unterschieben wollte. Dann gab es wortreiche Beteuerungen, daß das Heu von dieser oder jener Wiese stamme, die eben kein längeres Heu liefere, oder man führte auch angebliche Dürre ins Treffen. — Beim Nachmessen des Getreides handelte es sich stets um „gestrichen" oder „gehäuft". Der Deputatberechtigte steifte sich auf das Bibelwort vom „gehäuften Maß", der Bauer dagegen wollte nur das „gestrichene Maß" anerkennen und brachte häufig ein Lineal mit. Andere, und das waren die schlimmeren Gerechten, strichen mit der Hand und wußten dies so geschickt auszuführen, daß in der Mitte des Scheffels eine ganz ansehnliche Dälle entstand. Da hieß es für den Empfänger die Ohren steifen und fest auf seinem Standpunkte verharren, sonst wurde der Schaden erheblich. War doch manchmal das Einkommen aus diesen Naturallieferungen recht fragwürdig, stand schließlich bloß auf dem Papier. Ein ganz krasser Fall kam bei den Landtagsverhandlungen gelegentlich der Verabschiedung des Verfassungsgesetzes von 1850 zur Sprache. In einer Gemeinde hatte jeder Bauer dem Pfarrer zu Weihnachten mindestens einen Schweinskopf zu liefern. Die Bauern kamen regelmäßig ihrer Verpflichtung nach; doch da der Pfarrer mit den vielen Schweinsköpfen nichts anzufangen wußte, auch dafür keine Käufer fand, war er heilfroh, wenn sich die Bauern herbeiließen, die Köpfe wieder zurückzunehmen.[3] — Die Gegenwart kennt das „Deputatschütten" nicht mehr; die Besoldungsgesetze

[3] Der Kuriosität wegen sei aus den oben erwähnten Verhandlungen ein ähnlicher Fall angeführt, der auch zeigt, wie das auf örtlichem Herkommen beruhende Einkommen in jener Zeit verschwinden konnte. In einer anderen Gemeinde war es Herkommen, daß nach Schluß jedes Trauungsgottesdienstes die gesamte Hochzeitsgesellschaft zum Opfer ging, wobei jedes einen bestimmten Geldbetrag auf einen Teller zu legen hatte. Das Opfergeld war für den Pfarrer bestimmt; wenn aber ein naher Verwandter der Braut den Schluß machte, gehörte der Ertrag des Opferganges der Braut. Es ist selbstverständlich, daß der Pfarrer nur in den allerseltensten Fällen den Inhalt des Tellers einstreichen konnte.

der letzten 40 Jahre haben damit aufgeräumt. Weit früher hörten die Weihnachtsgaben an den Gutsherrn auf; sie schwanden mit der Befreiung von der Erbuntertänigkeit, wie sie auch mit dem Hörigkeitsverhältnis entstanden sind. Durch Jahrhunderte war der hörige Bauer verpflichtet, zur Küche des Gutsherrn beizusteuern, „Ehrungen" abzuführen. Sie waren mannigfacher Art: Eier, Geflügel, Honig, gedörrtes Obst, Fische usw. Die Ablieferung der Ehrungen erfolgte meistens — nicht überall — zu Weihnachten; da diese Festzeit in Nachwirkung des altgermanischen Brauches einen schwelgerischen Grundzug hatte — hieß es doch im frühesten Mittelalter geradezu das Vollbauchsfest — so mußten Kammern und Keller ordentlich gefüllt sein, wenn man so recht nach Herzenslust feiern wollte.

Mancherorts waren die Gutsherren verbunden, die Ehrungen durch ein Geschenk zu erwidern, insonderheit dort, wo der Ablieferungstag auf den Neujahrstag fiel. In diesem Falle hatte der Gutsherr auch die Neujahrsgratulation entgegenzunehmen und mit einem größeren Geschenke, das ein für allemal feststand, abzugelten. Das alles war Rechtens, war darum dran nicht zu rütteln. Doch die Zeiten haben auch dies hinweggefegt. Vielleicht ist als ein Überbleibsel jener entschwundenen Rechtsverhältnisse anzusehen die noch in unserem Jahrhunderte nachweisbare Gepflogenheit mancher Gutsherren, ihren Beamten und den Lehrern und Geistlichen einen Weihnachtshasen und Weihnachtskarpfen zu schenken; daneben gab es auch noch den Kirmeshasen.

In der Zeit der Erbuntertänigkeit erfolgte zu Weihnachten auch die Ausmusterung der bäuerlichen Jugend für den Hofedienst. Die Dirnen und Burschen mußten vor dem Gutsherrn erscheinen, der seinen Bedarf an Hofe- und Hauspersonal ausmusterte; vielfach war der Neujahrstag der Musterungstag. Die Nichtberücksichtigten durften sich an Bauern verdingen. Der Dienstantritt erfolgt am Dreikönigstage. Dieser Termin hat sich in den landwirtschaftlichen Gegenden wohl bis heute erhalten. Die Vermietung erfolgt stets auf ein ganzes Jahr, und das Weihnachtsfest war für die Dienstboten von ganz besonderer Bedeutung. Am hl. Abend erhielten sie nämlich den Jahreslohn ausgezahlt; blieb der Dienstbote weiter in derselben Stellung, so wurde ein Handgeld von 1 Taler zugelegt, bei längerer Dienstzeit auch mehr. Neben dem Lohne gab es auch Geschenke. In der Zeit der Erbuntertänigkeit war die Art der Geschenke genau bestimmt: Der Knecht erhielt grobe Leinwand zu zwei Hosen und zwei Arbeitshemden und feine Leinwand zu einem Sonntagshemde; die Magd bekam die gleiche Leinwand und Schürzenleinen. Mit dem Schwinden der Hausweberei änderten sich auch die Geschenke; aber noch vor 40 Jahren fehlte nie der Weihnachtsstriezel. — Zu Neujahr ging das Gesinde ab. Wie der Wirt den Dienstboten heranholte, so mußte er ihn auch mit seinem Gespann abfahren, wenn er in einem anderen Dorfe beheimatet war. Der Abzug erfolgte unter großem Getöse, an dem sich sämtliche Hausbewohner mit Stürzen und, waren irgendwelche Musikinstrumente zur Hand, auch mit solchen beteiligten; dabei war es belanglos, ob man in Frieden oder Unfrieden schied.

Das Pachtgeld für gepachteten Acker war vielfach gleichfalls zu Weihnachten fällig, obwohl das Wirtschaftsjahr von Michaelis bis Michaelis lief.

P. Franzke.

Weihnachten in Sussetz, Krs. Pleß

Als kleiner Junge verbrachte ich einmal die Weihnachtswoche bei meinen Großeltern auf dem Lande. Es war dies eine Zeit eigenartiger und seltsamer Gebräuche. Besonders der Vorweihnachtstag, die Vigilie, war davon erfüllt. An diesem Tage war strenge Faste, weshalb nur einmal am Tage gegessen wurde, und zwar nur trockenes Brot und Kaffee; alle anderen Speisen waren verboten.

Bald nach dem Frühstück ging der Großvater ins Dorf, „um den Wurm zu begießen, damit er nicht beiße".

In Haus und Hof und Stall war lebhaftes Treiben. Es wurde gefegt und gescheuert. Die Ställe wurden gesäubert und das Vieh mit frischer Streu versehen. Da während der Feiertage jede körperliche Arbeit verboten war, mußte das Essen für beide Feiertage schon an

der Vigilie fertiggemacht werden. Zu meinen Obliegenheiten gehörte es, die Wasserstande aufzufüllen und genügend Kohle und Holz einzutragen. Beim Holzhacken gab der Knecht acht, in welcher Richtung die Scheite flogen. Daraus schloß er, wo sein Schatz wohne.

Erneuert wurde ferner das Öl in der vor dem Hausaltärchen hängenden Ampel. Bei dieser Arbeit stellte die Großmutter fest, daß der Tag schon „um einen Hühnerschritt" länger sei.

Inzwischen holte der vom Wurmbegießen zurückgekehrte Großvater aus der Scheune eine Schütte Stroh, die er in der Stube auf dem Tisch ausbreitete und mit zwei Strohseilen an der Tischplatte befestigte.

Vorher hatte er unter das Stroh alle gangbaren Münzen, und zwar vom 1 Pfennig = bis zum 20 Mark-Goldstück, geschoben.

Dann legte er den Pferden, Kühen und Ziegen unausgedroschenen, noch in den Rispen steckenden Hafer in die Krippe.

Mittlerweile war es Abend geworden. Man hatte mich gebadet und mir frische Wäsche angezogen. Der Großvater schaute nach dem Himmel und als er den ersten Stern erblickte (dies sollte der Stern von Bethlehem sein), holte er aus der Truhe einen alten Vorderlader, stopfte in den Lauf Pulver und Papier und feuerte dreimal zum Fenster in die Dunkelheit hinaus. Von allen Seiten antworteten andere Schüsse.

Dann verschloß Großvater die Haustür, sorgfältig prüfend, ob der Riegel auch halte. Ebenso sorgfältig verriegelte er auch die Fenster. Während der Feier durfte nämlich niemand ins Haus herein, auch beim stärksten Klopfen hatte es niemand gewagt, vom Tisch aufzustehen und zu öffnen, denn ein solches Unterfangen war gleichbedeutend mit demnächstigem Sterben, wie überhaupt während der ganzen Feier niemand vom Tisch aufstehen durfte und sich schweigsam verhalten mußte.

In der Stube hatte Großmutter inzwischen über den mit Stroh gedeckten Tisch ein weißes Linnen gebreitet. Auf demselben befanden sich 2 Wachsstöcke, eine Zwiebel, eine Knolle Knoblauch, ein Stück Kreide, Salz, Weihwasser und ein Ränftel altbackenes Brot. Altbacken mußte es sein, um anzudeuten, daß im Haus hieran kein Mangel sei. Vor dem Platz des Großvaters lag eine in der Kirche geweihte Oblate. Ferner waren 3 große irdene Schüsseln sowie mehrere Löffel zu sehen. Ich bemerkte, wie aufmerksam Großmutter die Löffel zählte, ob auch keiner fehle, denn wer ohne Löffel blieb, mußte sterben.

Nun blies Großvater die Lampe aus und es umgab uns Dunkel, das nur durch das Flakkern des dunkelrot brennenden ewigen Lichtes mystisch erhellt war. Hierauf holte Großvater vom Küchenherd eine Axt, die er unter den Tisch legte. Mit einem am Küchenfeuer entzündeten Kienspan brannte er alsdann die Wachsstöcke an.

Er bekreuzigte sich nun und sprach ein Gebet, wobei er vorbetete, während die Anwesenden antworteten. Daran schloß sich ein Dankgebet für die Ernteerträge des verflossenen Jahres und die Bitte um Segen im kommenden. Hierauf reichte er die vor seinem Platz liegende Oblate der Großmutter, die einen Teil abbrach und ihn ihrerseits weiter anbot; jeder aß ein Stückchen davon. Von diesem Brauch sagt man, daß man bei großer Gefahr (z. B. beim Verirrtsein im Walde usw.) sich nur dessen zu erinnern brauche, mit dem man die Oblate gebrochen habe, so werde dieser erscheinen und Hilfe bringen.

Die Großmutter besprengte jetzt die auf dem Tisch ausgebreiteten Speisen und Gegenstände mit Weihwasser. Die Weihe erfolgte erst jetzt, weil ja die Oblate schon geweiht war.

Nun setzten wir uns, wobei jeder mit seinem Fuß die unter dem Tisch liegende Axt berühren mußte. Das Mahl begann. In der ersten Schüssel befand sich Hanfsuppe, gewonnen durch Aufkochen und nachfolgendes Quetschen von Hanfsamen. Dazu wurde derb eingekochte Heidegraupe gegessen. Mancherorts besteht die Beispeise aus Hirse. Geschmeckt hat mir die Suppe nicht. Es war aber geheiligte Pflicht, wenigstens einige Löffel einzunehmen. Das galt auch von den anderen Speisen.

Der Großvater hatte inzwischen die Zwiebel zerschnitten und die einzelnen Häute, es waren ihrer zwölf, wie Schüsselchen vor sich hingelegt. In jedes tat er etwas Salz. Aus der Auflösung des Salzes schloß er auf die Witterung der zwölf Monate.

Die nächste Schüssel enthielt in Fischsauce gekochten Fisch. Die Ingredenzien der Sauce waren Fischpfefferkuchen, Rosinen, Mandeln, Zwiebeln, Sellerie, Petersilie, Pfeffer, Lorbeerblätter und Einfachbier. Wer eine Fischschuppe fand, steckte sie in die Geldbörse. Er hatte dann das ganze Jahr über Geld.

Die dritte Schüssel enthielt in Scheiben geschnittene und in süßer Milch geweichte Semmeln, die schichtweise mit gemahlenem Mohn bedeckt waren, die sogenannten Mohnklöße. Gewissermaßen als Nachtisch gab es Backpflaumen und Dörrbirnen.

Nach dem Essen sprach der Großvater ein Dankgebet, worauf die Großmutter von dem auf dem Tisch liegenden Brot eine Scheibe abschnitt und ins Feuer warf, „denn das Feuer muß auch etwas bekommen". Der Großvater aber malte mit der Kreide über alle Fenster- und Türöffnungen Kreuze. Diese Zeichen sollten den Bösen verhindern, ins Haus zu gelangen.

Jetzt erst konnten wir uns von den Stühlen erheben und dem Großvater, der den Rest der Oblate und den Knoblauch mitnahm, in den Stall folgen.

Pferde, Kühe und Ziegen bekamen, weil sie bei der Geburt Christi anwesend waren, ein Stückchen der Oblate ins Maul gesteckt, der Hund, die Katze, der Hahn und der Gänserich bekamen je ein Mönchen Knoblauch. Ersterer, damit er wachsam und bissig sei, die Katze, damit sie den Mäusen scharf nachstellte, der Hahn, damit er die Stunden richtig krähe und der Gänserich, damit er die Gössel tapfer verteidige. Dann wurden auch über die Stalltür und die Stallfenster die Kreidekreuze gemacht.

Während wir uns im Stalle aufhielten, war gerade das Christkind dagewesen und hatte auf den Platz jedes einzelnen Apfel, Nüsse, Pfefferkuchen und Geschenke gelegt.

Unter Gesang und Harmonikaspiel wurden Nüsse geknackt (wessen erste Nuß taub war, hatte Unglück), und Apfel geschält. Durch das sogenannte Schuhwerfen versuchte man die Zukunft zu entschleiern. Zu diesem Zweck warf man einen Schuh derart nach der Tür, daß er sich in der Luft überschlug. Zeigte die Schuhspitze nach der Tür, so verließ der Betreffende im neuen Jahr das Haus. Geachtet wurde auch darauf, ob jemand 2 Schatten an die Wand warf. Es war dann mit Krankheit oder gar mit dem Tode des Betreffenden zu rechnen.

Vor dem Schlafengehen wurden die Stuben nochmal gefegt und die Großmutter achtete besonders darauf, daß die Ofenasche entfernt wurde. Beim Wegschütten warfen die Mädchen sie über den Kopf und gaben acht, wohin sie der Wind trug, denn dort war ihr Zukünftiger. Oder sie rüttelten am Zaun und woher das erste Hundebellen erschallte, von dort kam der Freier.

Die Überreste des Mahles, wie Brotkrümchen, Apfel- und Nußschalen, Fischgräten usw., wurden nicht abgefegt, auch wurden die Schüsseln nicht abgeräumt. Die Großmutter band vielmehr über dem Ganzen das Tischtuch zusammen. Am nächsten Tage wurde das Tischtuch wieder ausgebreitet und es wurde von den Resten weiter gegessen. Erst am St. Stephanstag wurde der Tisch abgeräumt. Mit dem Stroh wurden die Obstbäumchen eingepackt, die dafür reiche Frucht trugen, einige Halme wurden auch dem Vieh in die Streu geworfen, das dann gut gedieh.

Die aus dem Stroh herausgefallenen Körner wurden von der Großmutter sorgsam gezählt, denn wieviel Körner, soviel Schock Garben im nächsten Jahr.

Die auf dem Tischtuch liegen gebliebenen Speisereste aber wurden gesammelt und am Tage der Wasserweihe kirchlich geweiht. An dem Tage des ersten Weidegangs streute man die Überreste auf eine Schaufel glühender Kohlen und räucherte damit den Stall aus, das schützte vor Viehkrankheiten. Desgleichen wurde das Vieh beräuchert, wenn es das erste Mal von der Weide kam.

R. Slupik.

Der hl. Abend in Wittoslawitz, Kreis Cosel O/S.

In meiner Heimat begann der hl. Abend schon einen Tag vorher und zwar mit dem Mohnstampfen, welcher beim Schulzen des Ortes, da dort ein Mohnstampfer gegen einen Teller voll

Mohn leihweise zu haben war, gestampft wurde. Am Morgen des Vigilientages begann nach dem Frühstück das große Fasten, welches bis Abend währte. Die Frauen beschäftigten sich mit Kuchenbacken und mit der Vorbereitung für das große Abendessen. Die Männer versuchten im Dorfbach oder in den vielen vorhandenen Teichen nach Durchschlagen des Eises Fische zu fangen, denn am hl. Abend dürfen am Tische keine Fische fehlen. Damit war ihre Arbeit für diesen Tag erledigt. Um den Frauen bei ihrem geschäftigen Tun nicht im Wege zu sein, begaben sich die Männer ins Gasthaus und „begossen den Wurm" und zwar in reichlicher Weise, sodaß sie auch den knurrenden Magen beschwichtigten. Wir Kinder konnten kaum den Abend erwarten, teils der erhofften Geschenke und auch des Abendbrotes wegen. Beim Aufgehen des ersten Sternes wurde das Abendbrot aufgetragen. Jetzt wird auch der Christbaum angezündet, was ich als Kind vor 40 Jahren noch nicht kannte. Freudenschüsse krachten im Orte und kündeten die Geburt Christi an. Auf den Abendbrottisch wurde ein Gebund Langstroh gelegt, mit welchem nach dem Essen die Bäume umgürtet wurden, damit sie im kommenden Jahre viel Früchte tragen. Das Abendessen wurde mit gemeinsamen Gebet eingeleitet und bestand aus folgenden Speisen: der obligaten Hanfsuppe mit viel Zwiebel gekocht, mit Pfeffer und Salz abgeschmeckt und von uns Kindern höchst ungern gegessen. Dann folgte Hirse mit brauner Butter begossen und mit geriebenen Fischkuchen und Zucker bestreut. Nachher folgten Fische, dazu Fischsauce, (Vigiliensauce), hergestellt von Einfachbier mit vielerlei Arten von Grünzeugwurzeln, Fischkuchen, Rosinen und Mandeln. Selbstgedörrtes Obst in großer Bunzlauer Schüssel beschwerte den Tisch und auch unseren Magen. Darauf folgten Mohnklößel, winzige längliche Kuchen mit Milch überbrüht und mit Mohn und Zucker bestreut. Als Getränk wurde gekochtes Einfachbier, mit Gelbei abgezogen, gereicht. Nach dem stehend verrichteten Dankgebet wurde einbeschert. Neben Nüssen, Äpfeln, Pfefferkuchen gab es da allerlei nützliche Gebrauchsgegenstände. Für uns Burschen: ein Strietzel, Fausthandschuhe, Pulswärmer (Stützel), Wollhalstuch, imitierte Pelzmütze (gen. Baranionka), dicke Barchentfußlappen und einen Holzschlittschuh (Klopytzok), den der Vater in Form einer Semmel mit Bandeisen beschlagen, für uns angefertigt hatte. Für die Mädchen gab es ebenfalls ein Strietzel, ein Umschlagtuch, 1—2 Kopftüchel, Schürzen, mit Glasperlen bestickte Pulswärmer (Stützeln), gewirkte Strümpfe (heute nur noch im Museum zu sehen), einen Schulbeutel aus Leinwand als Büchertasche, eine runde hölzerne Federbüchse und eine Düte Zuckerfischel oder eine Tafel Malz. Das war ein Ereignis, wovon man lange nachher noch gesprochen hat.
Dem Vieh im gesäuberten und mit frischem Stroh belegten Stalle wurde nach Besprengung mit Weihwasser unter gleichzeitigem Kreuzschlagen eine Kostprobe von unserem Abendbrot gegeben. Von den Eltern wurde uns gesagt, daß in der Weihnachtsnacht um 12 Uhr die Haustiere in menschlicher Sprache zueinander reden, was uns sehr eigenartig und mit großer Ehrfurcht ergriffen hat.

Joseph Haroska.

Nickelreime*

Nickel, Nickel, Knoche,
Ich bet' die ganze Woche,
Aber nicht für dich,
Sondern nur für mich.

H. Aust-Pleß.

Der Reim ändert auch ab:
Aber nicht für dich allein,
Sondern auch für's Christkindlein!

Kernke-Beuthen.

Vater unser, der Du bist,
Wirf den Nickel auf den Mist!
Wirf ihn nicht so weit,
Daß er nicht so schreit!

Baumgart-Beuthen.

Vater unser,
Hosen runter,
Hopf' in's Bett,
Und dann zugedeckt!

Kernke-Beuthen.

* Vergl. auch das Weihnachtsheft des „Oberschlesiers" vom Jahre 1924.

Sitten und Bräuche um die Jahreswende

Eine volkskundliche Betrachtung aus dem Kreuzburger Lande

Sitten und Gebräuche haben sich am längsten und reinsten bei der Landbevölkerung erhalten. Meist sind sie innig mit der Religion und dem kirchlichen Leben verbunden. Noch immer aber wuchert im Fruchtfelde des Christenglaubens das Unkraut des Aberglaubens, obgleich das Christentum viele heidnische Bräuche und Anschauungen übernahm, um sie zu veredeln. Aus grauer Vorzeit vererbt, beweist das Nochvorhandensein dieser Sitten und Gebräuche deren unzerstörbare Lebenskraft. Auch die neue Zeit mit ihrer strengen Sachlichkeit und verheerenden Gleichmacherei ist nicht imstande, an die Wurzeln echten Volkstums zu greifen. Zwar ist vieles schon abgetan, Wertvolles geschwunden, aber die Kräfte, die sie einst zeugten, leben und wirken auch jetzt noch in der Volksseele und schaffen neben alten Formen des Volkstums neue. Und so ist es bestimmt eine reizvolle Aufgabe, aus dem großen Gebiete der Volkskunde des Kreuzburger Landes das herauszugreifen, was sich uns als Sitte und Brauch unserer Landbevölkerung an der Jahreswende darbietet.
Neujahr ist die Zeit der Wünsche und des Beglückwünschens; aber auch die Zeit, die reichlich erfüllt ist mit abergläubischen Formen und Gebräuchen. Der fromme, aus dem Polnischen stammende Spruch: „Ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit und heiligen Segen von dem lieben Gott zu diesem neuen Jahre, daß Sie es verleben möchten in größerer Freude und kleinerer Sünde. Das wünsche ich nicht nur für dieses Jahr, sondern die Folgezeit", ist leider fast ganz verschwunden. Dafür hört man allerorts das moderne, weniger schöne „Prosit Neujahr". — Am Neujahrsabend soll man Hirse essen; das gibt im künftigen Jahre so viel Markstücke, als man Körnchen schluckt. Auf der Jagd nach dem Glück wird die Fischseele an die Decke geworfen. Bleibt sie hängen, so hat man im neuen Jahr viel Glück, und in hundert Jahren fallen Goldstücke von der Decke. Läßt man Speisereste stehen, so bedrücken einen das ganze Jahr keine Nahrungssorgen. Beim Bleigießen kann man aus den Figuren, die sich bilden, sein Schicksal erkennen. Auch soll man am Sylvestertage die ganze Wirtschaft von Staub reinigen, um die Einschleppung von Krankheiten zu wehren. Reibt man den Hausschlüssel mit Öl ein, dann bleibt man von Dieben verschont. In manchen Familien stürzt man vier Tassen um und verbirgt unter ihnen Brot, Geld, Lumpen und einen Ring. Was der andere aufdeckt, wird ihm zum Schicksal. Brot bedeutet reichliche Nahrung, — Geld Reichtum, — Lumpen Armut, und der Ring zeigt eine baldige Hochzeit an. In der Neujahrsnacht, meint man, können die Tiere sprechen; aber man darf sie nicht belauschen, denn sie unterhalten sich, was in der Wirtschaft geschehen wird. Der Traum aus der Neujahrsnacht geht nach dem Volksglauben bestimmt in Erfüllung. Will man über das Wetter des kommenden Jahres Auskunft haben, so schneidet man eine Zwiebel in zwölf Teile und bestreut diese mit Salz. Schmilzt das Salz auf einem der zwölf Teile, welche die zwölf Monate darstellen, so ist dieser der nässeste des Jahres.
Aber mit Sylvester hat man des Aberglaubens noch nicht genug. Auch der Neujahrstag hat seine Orakel. Begegnet ein junges Mädchen auf dem Neujahrskirchgange dem ersten Manne, so läßt dessen Kleidung Schlüsse auf die Vermögenslage des Zukünftigen zu. Begegnet man einem jungen und schönen Menschen, so bedeutet das Glück für das ganze Jahr. Tritt ein Bettler am Neujahrstage ins Haus, so bringt er Unglück. Manche jungen Mädchen stellen sich unter einen Birnbaum und sprechen:

„Birnbaum, Birnbaum rüttle dich,
Birnbaum, Birnbaum schüttle dich,
Woher sich wird mein Schatz einstellen,
Daher laß mir ein Hündlein bellen".

Wieder andere werfen Hafer und Lein ins Bett und sprechen dabei:

„Ich säe Hafer und Lein
Und wünsche, daß mir der Liebste erschein".

Naht in der Nacht kein männliches Traumbild, so wird das Mädchen alte Jungfer.

Mit Zauberformeln, orakelhaften Handlungen und sinnreichen Symbolen wird das alte Jahr beschlossen, — mit herzlichen Glückwünschen, neuen Hoffnungen und einer nimmermüden Sehnsucht nach irdischem Glück das neue Jahr begonnen. Jahreswende soll zur Schicksalswende werden! Karl Fleischer.

Ein alter Weihnachtsbrauch neu aufgelebt

Zu den oberschlesischen Weihnachtsbräuchen, welche von altersher vom Volke geübt werden, gehört auch das Dreikönigsingen, im Industriegebiet unter der Bezeichnung: „Die drei Weisen aus dem Morgenlande" bekannt. Der Brauch ist ein treffendes Spiegelbild der oberschlesischen Volksseele, denn er weist, wie diese selbst, auf germanische und slawische Einflüsse hin. Bei dem Dreikönigsingen zeugt das Auftreten der heiligen drei Könige von deutschem, durch die deutschen Einwanderer eingeführtem Volksgut, während die Darstellung der Hirten von slawischem Volkstum und dessen reichem Schatze an kindlich naiven Weihnachtsliedern spricht. Bisher war das Dreikönigsingen eine unumstrittene Domaine unserer oberschlesischen Jungen, welche bei dem Brauche Ehre und — Gelderwerb fanden. Wie auch auf manch anderem Felde, so trat auch auf dem Gebiete der Volksbräuche das weibliche mit dem männlichen Geschlechte in Wettbewerb und erweckte zu neuem Leben ein altes Weihnachtsspiel, welches unter der Bezeichnung: „Mit der Wiege gehen" seit 1926 in unserem Miechowitz von Schulmädchen aufgeführt wird.

Die Worte zu den Vorträgen stammen aus dem: „Oberschlesischen Lesebuch für katholische Schulen" und sind für die vier darstellenden Personen umgeändert. Es treten auf: Zwei Engel, Maria und Josef. Die Engel tragen weiße Kleider und aufgelöstes oder in Locken gehaltenes Haar. Auf dem Haar liegt ein goldenes Diadem. Die Gottesmutter trägt zum Unterschiede von den Engeln ein Diadem mit sieben Sternen und über dem weißen Kleide einen herabwallenden Schleier, welcher über der Brust mit einem blauen Bande geschmückt ist. Den heiligen Josef stellt ein Mädchen in Knabenkleidern dar. Seine Kennzeichen sind: ein breitrandiger Hut und ein Wanderstab.

Bei dem Umgange kommt zunächst ein Engel in das zu besuchende Zimmer und fragt um die Erlaubnis zum Betreten der Wohnung. Ist diese gegeben, so spricht der zweite Engel: „Sanct Josef, tritt herein!" — Ist Josef in dem Zimmer, so ladet er Maria zum Eintritt ein: „Maria, komm herein!" — Nun kommt Maria mit der Wiege, setzt diese auf die Dielung, und es entspinnt sich zwischen den beiden nachstehender Dialog:

Maria:
„Da ich nun müde bin,
stell ich hier mein Wieglein hin.
O ihr holden Englein mein,
ruft mir doch den Josef h'rein,
Daß er wiegt das Kindlein ein!" —

Josef eintretend:
„Wie soll ich denn das Kindlein wiegen,
Ich kann ja kaum die Finger biegen!" —
Nun wiegt Josef das in der Wiege liegende Kind, welches durch eine Puppe vorgestellt wird.

Maria:
„Ach Josef, liebster Josef mein,
wo wird denn unf're Herberg' sein? —"

Josef:
„Der Stall wird unf're Herberg sein,
o Jungfrau rein! —"

Maria:
„Ach Josef, liebster Josef mein,
verschaff dem Kindelein ein Wiegelein! —"

Josef:
„Die Krippe soll die Wiege sein,
o Jungfrau rein! —"

Maria:
„Ach Josef, liebster Josef mein,
verschaffe dem Kindelein ein Bettelein!"

Josef:
„Heu und Stroh, das soll das Bettlein sein!" —
Nun wiegen Maria und Josef das Kind gemeinsam, und alle sprechen:
„Habt Dank, habt Dank, ihr Eltern fein,
daß Ihr uns habt gelassen ein! —
Vielleicht habt Ihr uns gern geseh'n! —
Wir aber müssen weitergeh'n!
Wir müssen geh'n in unser Land,
Wo wir noch besser sind bekannt! —
Gloria, Gloria, in excelsis deo! —"

Zum Schluß singen alle Darsteller ein bekanntes Weihnachtslied und verlassen, nachdem sie in die hierzu mitgeführte Sammelbüchse eine kleine Spende erhalten haben, die Wohnung.
K. Fr. Mainka.

Selbstgefertigter Christbaumschmuck

Das Weihnachtsfest ist für den Oberschlesier das Fest der Freude und des Friedens, vor allem das Fest der Familie. Im Mittelpunkte steht der Weihnachtsbaum, der mit viel Sorgfalt und liebevoller Mühe für die Weihnachtstage hergerichtet wird. Der notwendige Christbaumschmuck wurde früher wohl allgemein, jetzt leider nicht mehr so häufig, von den älteren Familienmitgliedern an den dem Feste vorausgehenden Winterabenden hergestellt.

Aus Stroh, bunten Papier- und Staniolkreisen fertigt man mit Hilfe von Zwirn Christbaumketten. Die Strohhalme werden zunächst in kleine, 1—2 cm lange Stücke geteilt und dann einzeln und abwechselnd mit den bunten Papierkreisen und Staniolplättchen auf den Zwirnfaden aufgereiht. Es entsteht ein gleichförmiges, buntes und glitzerndes Gebilde, eine mehrere Meter lange Kette, die als Christbaumschmuck auf die Zweige des Weihnachtsbaumes gelegt wird. Durch Abwechslung in der Länge, Farbe, Form und Anordnung der zu dieser Kette benutzten Materialien läßt sich das Aussehen und die Wirkung dieser Kette recht verschiedenartig gestalten.

Mittels Schere oder Messer werden aus Karten Herz- und Sternformen in verschiedener Größe und Gestalt hergestellt. Diese werden mit Staniol, Silber- oder Goldpapier bekleidet und mit einer Öse aus bunter Schnur versehen. Die aus dem dunklen Baumgrün hervorschimmernden Sternchen und Herzen verleihen dem Weihnachtsbaume einen eigenen Reiz und ein sinnvolles Gepräge.

Als Material für weiteren Christbaumschmuck dienen leere Streichholzschachteln, buntes Papier und Staniol. Das Streichholzkästchen wird mit Staniol oder verschiedenfarbigem Papier umkleidet, mit einem schön geschwungenen, papierenen Henkel versehen, mit weißer oder farbiger Watte gefüllt und endlich auf den Christbaum gehangen. Die mit Staniol umhüllte Hülse der Streichholzschachtel ergibt mittels eines bunten, Silber- oder Goldfadens am Baum befestigt, gleichfalls einen einfachen und hübschen Schmuck.

In diesem Zusammenhange wären auch noch die vergoldeten und versilberten Nüsse zu erwähnen, die mit dem oben beschriebenen Christbaumschmuck gemeinsam den Baum zieren.

In der gegenwärtigen Zeit wirtschaftlicher Nöte, in der Eile und dem Tempo unserer Tage findet man begreiflicherweise immer weniger Muße zu solch beschaulicher und sinnvoller Weihnachtsvorbereitung. Man ziert den Weihnachtsbaum mit schnell gekaufter, billiger und gleißender Massenware und zeigt damit, daß man ein gut Teil der einfachen und biederen früheren Volksseele der Eile und Hast der Gegenwart geopfert hat. Theodor Freiherr.

Das goldene Vaterunser oder Andächtige Verehrung zum bittern Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi

Viel zu berichten und zu bedenken, wie Gott und Unsere Liebe Frau in Liebe und Leid von einander geschieden sind.

1. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den Palmsonntag? Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen: da werde ich einziehen in Jerusalem und werde predigen und lehren. Das Volk wird meinen Glauben annehmen, aber nicht alle.

2. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den heiligen Montag? Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen: Da werde ich schwach und krank sein. Niemand wird mich haben, niemand wird mich laben, niemand wird mich helfen zur Kirche tragen.

3. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den heiligen Dienstag? Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen: Da werde ich ein großer Wandersmann sein, werde wandern von einer Stadt zur andern, keine Nacht schlafen können, eine wie die andere.

4. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den heiligen Mittwoch in der hl. Marterwoche? Meine liebste Mutter, das

will ich dir bald sagen: Da werde ich auf den hl. Ölberg steigen und werde vor Angst nicht wissen, wohin. Da werde ich von dem einen Richter zu dem andern geführt werden, von Annas zu Kaiphas, von Pontius Pilatus zu Heroden.

5. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den grünen Donnerstag in der hl. Marterwoche? Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen: Da werde ich ein verkaufter Gott sein und werde verkauft werden von dem falschen Judas um 30 Silberlinge.

6. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den hl. Karfreitag in der hl. Marterwoche? Meine allerliebste Mutter, das will ich dir bald sagen: Da werden drei scharfe Nägel durch meine Hände und Füße geschlagen. Darnach wird einer kommen mit einem Speer und wird meine Seite eröffnen, daraus Blut und Wasser fließen. Darnach wird mir Gott 2 Boten senden, den hl. Johannes und den hl. Joseph, die werden mich wieder herunternehmen und werden mich auf deinen hl. Schoß legen. Und mit deinen hl. Augen wirst du mich anschauen, mit deinen hl. Tränen wirst du mich abwaschen, mit deinen Haaren wirst du mich abtrocknen. Darnach werde ich bis auf den Samstag um die Vesperzeit . . .? Und alle hl. Messen, die den Samstag gelesen werden, sind dein; und alle kleinen Kinder, die in der Wiege verscheiden werden, sind auch dein; und alle samstäglichen Gebete sind auch dein.

7. Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein auf den hl. Samstag in der hl. Marterwoche? Da werde ich in einem tiefen Grabe sein und liegen bis auf den hl. Ostertag. Da werde ich wieder aufstehen und in die Vorhölle gehen und die Altväter erlösen und werde sie nehmen an meine rechte Hand und will sie führen in meines Vaters Reich, da sollen sie leben alle zugleich in ewiger Freud' und Seligkeit.

Darauf sprach Maria, die Muttergottes: Wenn sie einen Menschen hätte, der ihr das goldene Vaterunser 1 bis 2 oder 3 mal betete und bedächte ihres lieben Kindes Pein und Marter, Gott wolle ihm erlösen die Seele. Wäre es noch nicht genug, er wolle ihm gewähren, was er auf Erden wird bitten und begehren. Amen!

Mündlich von Maria Riedel.
Mitgeteilt von Ronge-Deutsch-Wette.

Warum die Schuster nicht in den Himmel kommen

Ein Schuster starb. Er war fromm, daher auch arm. Als seine Seele an die Himmelspforte kam, roch sie nach Schusterpech. Da wies sie St. Peter ab: Dich kann ich nicht herein lassen. Du bist arm und hier ist nur Platz für Reiche. Es herrschte aber eine grimmige Kälte. Zitternd bat die arme Schusterseele St. Petrus, sie wenigstens so lange einzulassen, bis sie sich abgewärmt hätte. Petrus brummte zwar in seinen Bart, schließlich aber willigte er ein, wenn sie nicht weiter hineinginge, sondern nur an der Tür stehen bliebe. Er schloß also das Himmelstor auf und entfernte sich, weil er noch etwas zu tun hatte.

Im Himmel war niemand zu sehen, denn der liebe Gott war mit der hl. Maria spazieren gegangen. Der goldene Stuhl mit der goldenen Ritsche davor gefiel dem Schuster sehr gut und er konnte der Neugierde nicht widerstehen, sich darauf zu setzen. Da sah er gerade unter sich einen Bach, an dem Frauen ihre Wäsche wuschen und bemerkte auch, wie eine der Wäscherinnen der anderen die Wäsche stahl. Das ergrimmte den braven Schuster, er ergriff den Schemel und schmiß ihn der Diebin an den Kopf. Das Gepolter aber machte den ganzen Himmel aufhorchen. Der hl. Petrus kam gelaufen und warf die Seele zum Tor hinaus. Sieh mal, wir sehen hier oben alles, was da unten vorgeht, wenn wir aber bei jeder Kleinigkeit gleich eine Ritsche dem Sünder an den Kopf werfen wollten, hätten wir bald hier nichts oben. Dich können wir hier nicht gebrauchen. Stell dich hinten an und warte, bis du wieder dran kommst. Und so warten denn die Schuster noch immer darauf, in den Himmel hineingelassen zu werden. Slupik.

Warum die Teufel Schlesien nicht ertränkten

Man erzählt, daß die Teufel einstens ganz Schlesien ertränken wollten. Sie begannen schon bei Schweidnitz Dämme aufzuwerfen und trugen dazu die Erde in Säcken herbei. Je größer ein Teufel war, einen desto größeren Haufen machte er bereit und davon kommen die unregelmäßigen Buckel der dortigen Berge. Schon hatten sie ganz Schlesien von der Westseite mit einem solchen Damm umgeben. Als sie von der Seite Polens sich gegen Breslau wandten, krähte plötzlich der Hahn, und alle mußten die angefangene Arbeit liegen lassen. — Einen See, welcher in den Karpathen liegt, und welchen die Teufel aus dem Meere dahinbrachten, den man bis heute „Meeresauge" nennt, hatten sie in Bereitschaft, bis sie die Arbeit beendet hätten. Dann sollten sie diesen See ablassen und ganz Schlesien ersäufen.

(Nach „Przyjaciel ludu", Nr. 45, 14. Jg. (1842), S. 356.) W. Kr.

Das „Massen" im Kreise Leobschütz

Im Kreise Leobschütz kennt man eine Krankheit unter dem Namen das „Massen". Sie äußert sich in starker Schwäche, die oft von Fiebererscheinungen begleitet ist. Die Krankheit wird auf folgende Weise festgestellt: Der Kranke muß den linken Arm einbiegen. Unterarm und Handfläche müssen eine gerade Linie bilden. Dann wird der rechte Daumen gut in die Ellenbeuge eingesetzt. Hierauf mißt man die Entfernung von der Ellenbeuge bis zur Spitze des linken Mittelfingers mit dem Mittelfinger der rechten Hand. Ist die Entfernung genau zwei Spannen, so ist der Untersuchte gesund. Beträgt die Entfernung mehr als zwei Spannen, so ist die betreffende Person am Massen erkrankt. Die Krankheit kann weggebetet werden. Das besorgte gewöhnlich eine alte Frau; es wurden drei Vaterunser gebetet, eine geheimnisvolle Beschwörungsformel wurde hergesagt, dabei wurde mehrmals ausgespuckt. Am folgenden Tage war der Kranke dann gesund. (In Poßnitz, Kr. Leobschütz war die letzte Wegbeterin eine gewisse Frau Utzny. Jetzt gibt es dort niemand mehr, der das „Massen" wegbeten kann.) J. Bolik.

Zum Flurnamen „Überschar"

(Vgl. oben 1930, 1—4, 2—4).

Die Separationskarte in Kerzen, Kr. Neustadt weist u. a. den Fln. „Uebschaure" (Nr. 49) auf („Aus dem Oberglogauer Lande" Jg. 5, S 26).

Bei einer Gütervermessung im Jahre 1574 werden „Uberscharen" ausgemessen in Postelwitz (50) und in Kasimir, Kreis Leobschütz (51). Beide Orte wiesen damals vorwiegend deutsche Bauernnamen auf. (Breslauer Staatsarchiv Rep. 35, I 47 a, S. 3 b u. 5 b.) Die Verreichung von Ackerüberschüssen in Kl. Lassowitz, Kreis Rosenberg (52) überliefert in äußerst interessanter Weise eine Urkunde des Oppelner Herzogs Boleslaus von 1292 („Oberschlesische Heimat", Band V, S. 171).

Die Vermutung betreffend des Vorwerks „Oberschale" bei Oppeln (Nr. 9) bestätigt sich; die Visitationsberichte von Jungnitz II, 1, S. 605 benennen es 1686 „Oberschar". Die „Naplatky" in Straduna (Nr. 7) werden in obengenanntem Aktenstück von 1574 auch schon genannt.

Durch H. Schlengers Werk „Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien", Breslau 1930 wurde ich noch aufmerksam auf folgende Ueberscharen (nach dem lib. fund.), ohne sie als Flurnamen nachweisen zu können: Lindenau und Lobedau, Kr. Grottkau (S. 231), Altewalde, Deutsch-Kamitz, Kalkau, Glumpenau, Kr. Neisse (S. 232/3), letztens nach Regesten 3107. In unserer Aufzählung waren das die Nrn. 52 bis 57. Nr. 33 ist im Cod. VI, Kreis Neustadt, angegeben. Es handelt sich aber wohl um Golschwitz, Kr. Falkenberg und wird daher sicherlich Ueberfähre zu lesen sein. — Vgl. auch Cod. XX, 252 und 298. W. Krause.

Zu den Flurnamen Heidenweg — Hertaweg

Maetschke hat in „Altschles. Blätter" 1930 S. 1—3 über Fln. geschrieben, die Wegweiser zu urgeschichtlichen Fundstellen sein können.

Dazu gehören auch solche mit dem Bestandteil „Heiden". Ich erinnere an die Burghügel, die oft „Heidenschanzen" genannt werden. Bei Wiesbaden befindet sich der „Heidenberg". Er ist Fundort eines vorfränkischen Gräberfeldes. Von Soppau (Kr. Leobschütz) führt ein Weg nach der Flur „Schwarzwald". (Wald ist bereits verschwunden). Er heißt Heidenweg. Nach demselben Ort kommt man von Roben aus auf dem Hertaweg.

Hofrichter schreibt dazu in seiner „Heimatkunde des Kr. Leobschütz" Teil II, Heft 3: „Die Namen dürften heidnischen Ursprungs sein". Wo kommen in Oberschlesien diese Fln. noch vor?

Welche Erklärung aus Volksmund ist bekannt? Wo verbindet man den Fln. Herta (= weg o. ä.) mit dem Nerthuskult?

G. Hoffmann, Beuthen.

Zu dem Flurnamen „Galgenberg"

(Vgl. oben 1930, 1—4, 4—5).

Gr.-Strehlitz. Auch in der „Lipitsche" soll ein Galgen gestanden haben. (Notiz in Wilpert, Heimatkunde des Kreises Gr.-Str.?)

Rosniontau, Kr. Gr.-Str. Auf dem Rosniontauer Ruinenberg wurde 1701 Briefträger Banas, der den Einsiedler Frhr. von Trach aus Annaberg ermordet hatte, hingerichtet. („Oberschlesier" III. Jhrg. 1921. Nr. 47 S. 806).

Nieder-Ellguth, Kr. Gr.-Str. Eine Stelle auf dem Steinberg heißt „bies". Hier soll ein Galgen gestanden haben.

Nach anderer Überlieferung stand er im Walde von Wyssoka. Der Ort führt gleichfalls obigen Namen. (Obergärtner Larisch, Kalinowitz).

Bladen, Kr. Leobschütz. Das Gelände auf Leopoldsmüh zu heißt Galgengrund.

Kranowitz, Kr. Ratibor. Das Feld, auf dem der Galgen stand, führt den Namen zaměsti.

Pleß / Ostoberschl. a) Die Gegend um das „Pulverhäuschen" führt den Fln. szubienica. b) Neben der Kaserne steht der Feuerwehrturm (Steigerturm). Der Überlieferung nach soll hier der Galgen gestanden haben.

Krappitz, Kr. Oppeln. Außer Galgenberg und Armsünderweg ist noch der Fln. „Seufzerwald" bekannt, „weil er vom Jammer der Verurteilten widerhallte". (Oppelner Heimatblatt v. 4. 10. 25. Arbeit von Schleiffer „Das Blutgericht in Krappitz").

Peterwitz, Kr. Leobschütz. Verdächtig erscheint der Fln. „Katerberg". Er ist der vermeintliche Hexentummelplatz. Es erscheint möglich, daß hier eine Namenwandlung aus Katberg (Kat. = Henker) vorliegt.

Hoffmann-Beuthen.

Antworten

1.

Die Anfrage, ob der mittelalterliche Scharfrichter auch Arzt für Hunde war, ist zu bejahen. Mehr noch, er war auch Arzt für andere Haustiere und für Menschen. Er hatte die Wunden, Quetschungen, Knochenbrüche und Verrenkungen zu behandeln, die er bei der Folter verursachte. So kommt wohl seine Tierheilkunst von der Menschenheilkunst.

Die Henker waren meist zugleich Abdecker (Schinder, Schelmenschinder, Wasenmeister, Kleemeister, Halbmeister, Freimann, Kafiller, Racker, Quinkuffer, Hundsvogt, Hüdeköper, Säuberer, Kaczinschinder, Schauleute, Stöcker, Viller usw.) und hatten als solche nicht nur Tierleichen abzuholen und zu beseitigen, sondern auch eine Art Hundepolizei wahrzunehmen, d. h. herrenlose, frei umherlaufende Hunde zu fangen, bissige Hunde abzutun, die Hunde der Fürsten bis zur Zeit der Jagden zu beherbergen, junge Hunde aufzuziehen usw. Bei letzterer Arbeit besonders kamen viele Heilverrichtungen in Frage. In mehreren mittelalterlichen Eiden der Scharfrichter kommt die Verpflichtung vor, daß der Scharfrichter die ihm zur Heilung überwiesenen Hunde verständig kuriert, und in zahlreichen Abdeckerprivilegien ist den Abdeckern das Recht verliehen, Tierheilkunde auszuüben gegen Entgelt. Mit den Scharfrichtereien war auch u. U. das Recht, Haustiere zu kastrieren, vertraglich verbunden. Zu dem Wort „Heilen" der Anfrage auf S. 16 sei nebenbei erwähnt, daß heilen (mit dem Dativ) im Altdeutschen Kastrieren bedeutet.

Dr. R. F.

2.

a) Besorgen Sie mir gütigst die lateinische Anschrift, die ohne Fehler abgeschrieben ist, und in der die großen Buchstaben groß, die kleinen klein usw. geschrieben sind. In der ersten Zeile muß es statt tratris wohl fratris heißen. Das große L von Luce des ersten Verses sagt mir, daß diese Anschrift ein Chronogramm (Zahlbuchstabeninschrift) sein, d. h. eine Jahreszahl enthalten muß. Deshalb müßten mehrere Buchstaben auch innerhalb eines Wortes groß und lang in der Schreibung auftreten. Das Wort specimen z. B. könnte (braucht nicht!) so aussehen: SPECIMEN. Das Chronostichon dürfte hier wohl die Hauptsache sein.

b) Versuch einer Deutung: Die Zwillinge Kastor und Polydeukes sind ein himmlisches Brüderpaar, Söhne des Zeus. Sie kämpfen mit den Apharíden, Idas und Lynkeus; dabei fällt Kastor; Polydeukes erschlägt den Lynkeus und bittet nun Zeus um Wiederbelebung seines Bruders, mit dem er dann im Olymp und in der Unterwelt lebet. Wie Polydeukes erschlagen wurde, so wurde auch der Turm (Dom) (vom Blitz?) vernichtet. Wie Polydeukes das Leben wieder erhielt, so erstand auch der Turm (der Dom) wieder und strahlt glänzender als der vorige. Nun müßte die Jahreszahl kommen.

c) Eine vorläufige Übersetzung:

„Herrlicher erglänzt er (der Turm) vom untergehenden Lichte des Bruders (fratris);
Ein Beispiel des dahingerafften Bruders gibt er Dir".

Th. Konietzny.

Literatur

A. Brückner, Mitologja Polska (Polnische Mythologie).

Schade, daß das 1924 in Warschau erschienene kleine Werk des führenden Slawisten nicht auch in deutscher Sprache vorliegt. Im Gegensatz zu der schon früher herausgekommenen allgemein-slawischen Mythologie ist es für einen breiteren Lesekreis geschrieben. Brückner weist nach, daß sich die interpretatio romana des großen Dlugosch auf einem polnischen Olymp aufbaut, den dieser frei erfunden hat. Auch gegen neuere Forscher, vor allem Niederle führt der Verfasser scharfe Kritik.

B. selbst wendet folgende Methode an, um eine wirkliche Mythologie der alten Polen zu rekonstruieren. Wir besitzen sowohl über die Religion der Ostslawen (Ukrainer) als auch der den Deutschen benachbarten Slawenstämme sichere Zeugnisse aus frühester Zeit. „Wenn sich damals (X.—XII. Jhrg.) die slawischen Völker auch schon deutlich abgesondert haben, so muß doch das, was den West- wie Ostslawen sowohl in der Sprache als auch in der Religion noch gemeinsam war, urslawisch, mithin auch urpolnisch sein", legt der Verfasser dar.

Auf Grund dieser Überlegung sowie verschiedener philologischer Kombinationen erhält er das Wenige, aber seine Ansicht nach Gewisse über die polnische Mythologie, schält vor allem die Hauptgottheit, eine Sonnen-Feuerverkörperung heraus. Scharf tritt er gegen den vermeintlichen slawischen Dualismus in der Götterlehre (schwarzer — weißer Gott) auf. sieht den auch in Oberschlesien bekannten „Perun" als normanischen Import (Donar) an.

Auf Brückners Ausführungen über den Kult selbst, über Volksglauben und -bräuche kann hier nicht eingegangen werden, nur einige naheliegende Bemerkungen seien gestattet. Zunächst ist bemerkenswert, daß sich im gemischtsprachigen Schlesien, das doch z. B. in sprachlicher Hinsicht so viel aus ältester slawischer Zeit bewahrt hat, auch nicht eine Spur des in Polen (vgl. die „Ahnen" von Mickiewicz oder das betr. Kapitel in den „P. Bauern" Reymonts) noch nicht ganz ausgestorbenen Animismus und Manimismus findet. Ähnlich dürfte es sich mit den Werwölfen (wilkołaki) und verschiedenen Haus- und Naturdämonen verhalten; für vergleichende Forschungen öffnet sich hier ein dankbares Feld.

Uns Oberschlesier interessiert der Nachweis (S. 29), daß der Marzankabrauch, der sich auf Schlesien und Großpolen beschränkt, im 14. Jahrh. aus Franken kam, wie auch der „Dyngus" von Deutschland nach Polen gewandert sein soll. Dyngus heißt Loskauf (Dingen), das ebenfalls gebräuchliche „Smigurst" geht auf

„Schmeckostern" zurück. Überhaupt wird bei manchem Brauch, bei manchem Aberglauben der eng begrenzt scheint, deutlich, daß er allgemein-europäisches Gut ist und bis in die Antike hinauf reicht. W. K.

Pieśni ludu polskiego na Śląsku

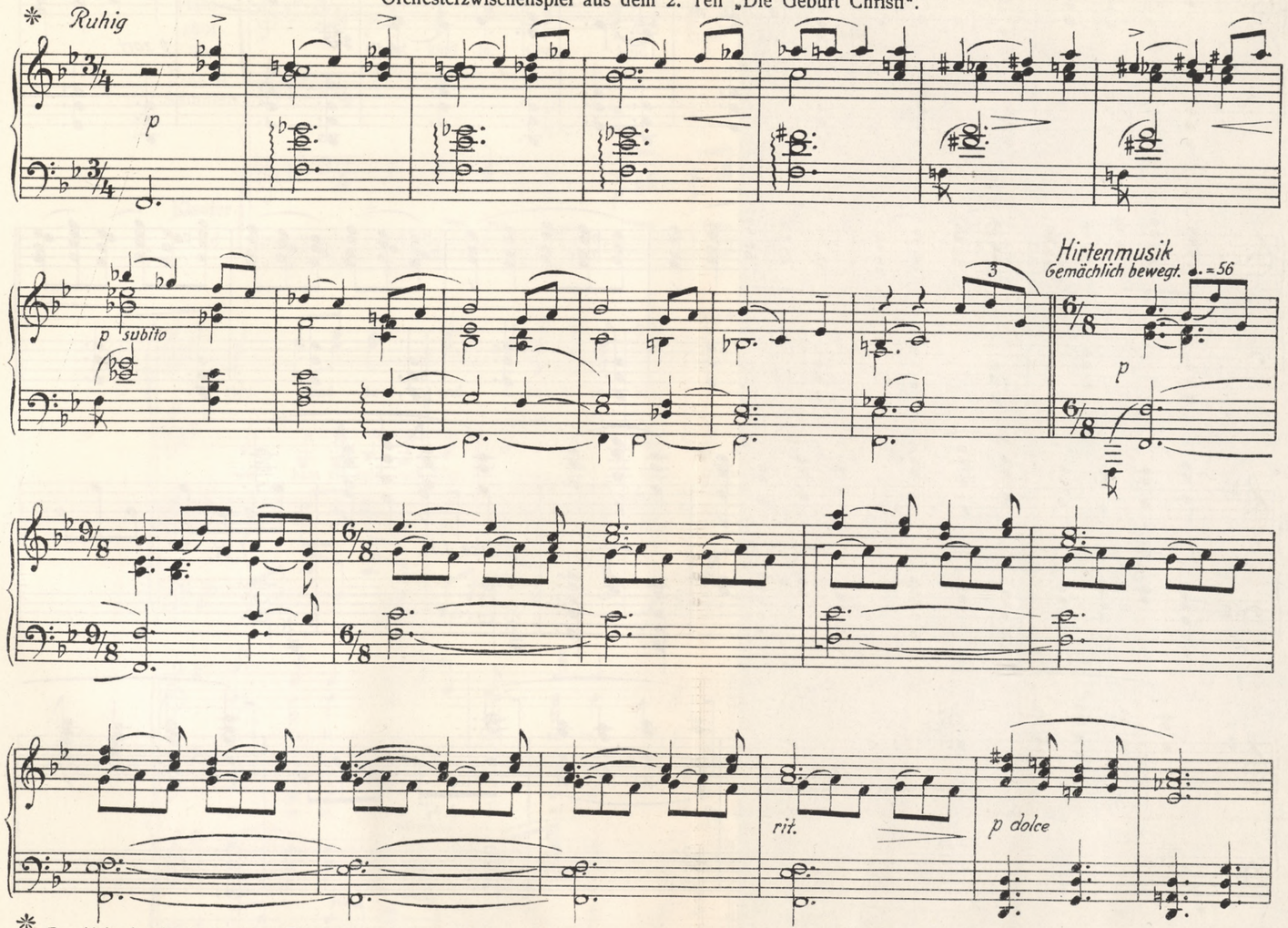
Verlag: Gesellschaft für Volkskunde in Teschen. Bd. I, H. 1—3, Bd. II, H. 1. 1908—1912. Die 4 Hefte sind Sonderdrucke aus der Zeitschrift „Zaranie Śląskie". Sie enthalten im ganzen 107 Volkslieder mit Melodien. Wir finden da viele bekannte Texte und Weisen, die uns von der Roger'schen Sammlung her vertraut sind, Liebes-, Hochzeits-, Soldaten-, Waisen-, Hirten-, Gosik- und Kolendelieder, das Lied vom oberschlesischen König Lear (I,9), das Danklied der Braut vor der Ausfahrt zur Trauung (I,11), das Lied von der brennenden Linde (I,14), vom blutenden Ahorn (I,37), vom zerbrochenen Krug (II,3), vom heimkehrenden Bruder, der von der Schwester vergiftet wird (I,63), von der verunglückten Mücke (I,19), das Lied auf die 7 Wochentage (I,27) u. a. m. Text und Melodien sind vielfach von den Roger'schen, Koschny'schen und Dolina'schen abweichend, teilweise fragmentarisch. Das Lied, nach dem Vater und Sohn an den 7 Wochentagen das Heu trocknen, ernten, verkaufen und vertrinken, hat in der Sammlung eine ebenso scherzhafte Variante, nach der ein Mädchen 7 Tage lang Brot bäckt (II,1), das Lied von der verunglückten Mücke deren 2, die Mückenhochzeit und die verunglückte Fliege (I,28 u. I,39). Von Kolendeliedern ist ein ganzer Zyklus, bestehend aus 10 Teilen, mitgeteilt (I,68—77). Nach einer Anmerkung unter Nr. 77 wird der ganze Zyklus in der notierten Reihenfolge in jedem Hause gesungen. Neu ist uns der dabei gebrauchte Ausdruck rozsęda, der Dialog bedeuten soll. Bei einzelnen Teilen wechselt die Deklamation eines Vorsängers mit dem Chor, der den Refrain: kolęda hej! singt, ab. Von den Varianten bekannter Texte und Melodien interessieren uns die aus der Sammlung des Roßbergers Wallis, die im Band 2 unter den Nummern 10, 11, 13, 14, 15, 17, 18, 19 mitgeteilt sind, besonders. Unsere Aufmerksamkeit wenden wir dann vor allem den Liedern mit ganz neuen Texten und Motiven zu. Da ist ein Gorallenlied (I,33), das Lied eines Deserteurs (II,9), in dem die schimpfliche Bezeichnung „preußischer Hund" (pies pruski) vorkommt, ein Passionslied (II,27), ein Dialog zwischen einem Bauern und einem Juden (I,43), ein Spottlied auf den Lehrer (I,49). Das uns Deutschen bekannte „Wollt ihr wissen, wie der Bauer sein Getreide aussät", finden wir unter Nummer 50 im ersten Bande und den Kettenreim „Der Bauer schickt den Jockel aus" (Knüppel, Feuer, Wasser usw.) unter Nr. 59. Die Rolle des gebratenen Hasen, der ein Klagelied singt, übernimmt in I,31 der Hahn (kokot). Die Durchsicht der Hefte ist nicht nur unterhaltsam, sondern für den vergleichenden Volkskundler lehrreich. Nur wird die wissenschaftliche Auswertung dadurch erschwert, daß die Lieder weder nach Motiven, noch nach verwandten Texten oder Sachgebieten geordnet sind, sondern anscheinend in der Reihenfolge gebracht wurden, wie sie eingingen. Eine kleine Hilfe bietet das alphabetische Verzeichnis der Liedanfänge am Schluß des ersten Bandes. Unter den Einsendern nehmen die Lehrer und Geistlichen einen hohen Prozentsatz ein. Vertreter beider Stände haben eine Anzahl Lieder für gemischten und Männerchor ausgesetzt, ein Beweis, daß man vor dem Kriege der Pflege des Volksliedes im Teschener Gebiet eine hohe Bedeutung zumaß. — Dem Volkskundler dürfte in der Sammlung noch folgendes interessieren. Das Sommerbäumchenlied trägt die Überschrift: Mosiczek und dahinter eingeklammert gosiczek. In ihm wird auch das Ostergießen = smiergust erwähnt, in I,110 die kisaneczka, ein kurzes mit einem Handgriff versehenes Brett, mit dem beim Waschen die Leinwand bearbeitet wurde, — in dem angeführten Liede auf einem Steine — in I,15 der Spinnrocken. L. Chrobok.

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia w Opolu
BIBLIOTEKA OPOLE
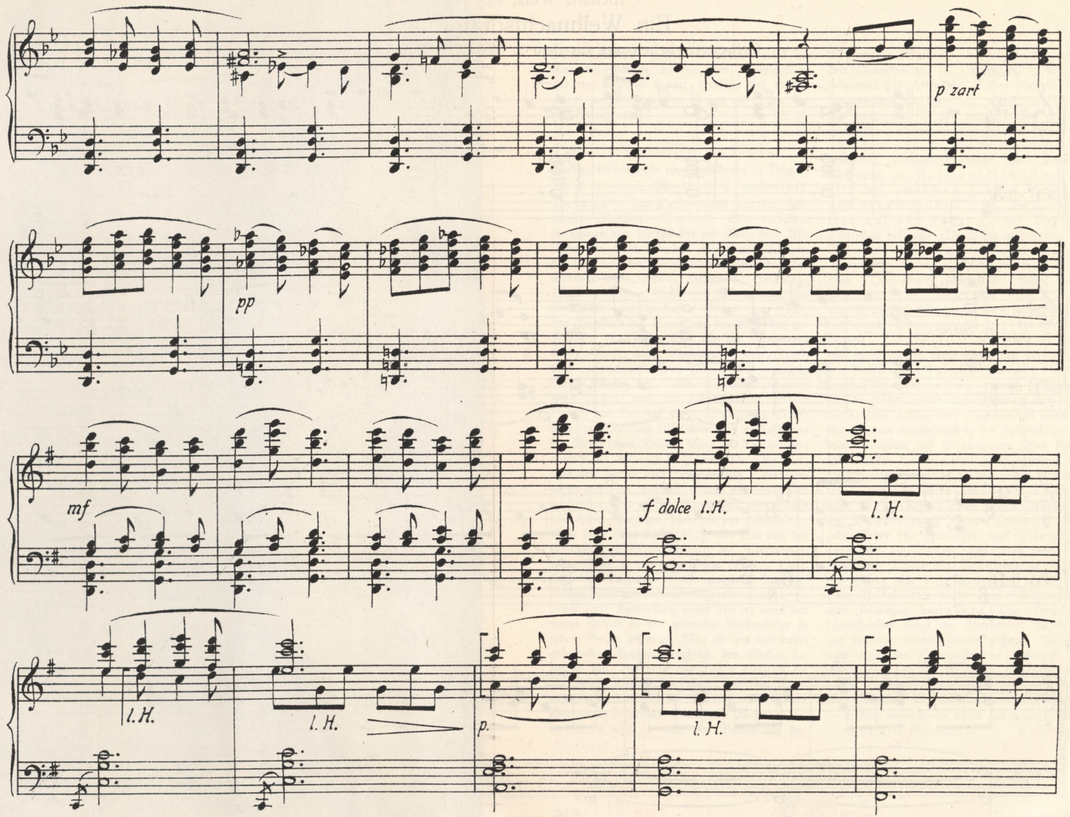
Richard Wetz, op. 53
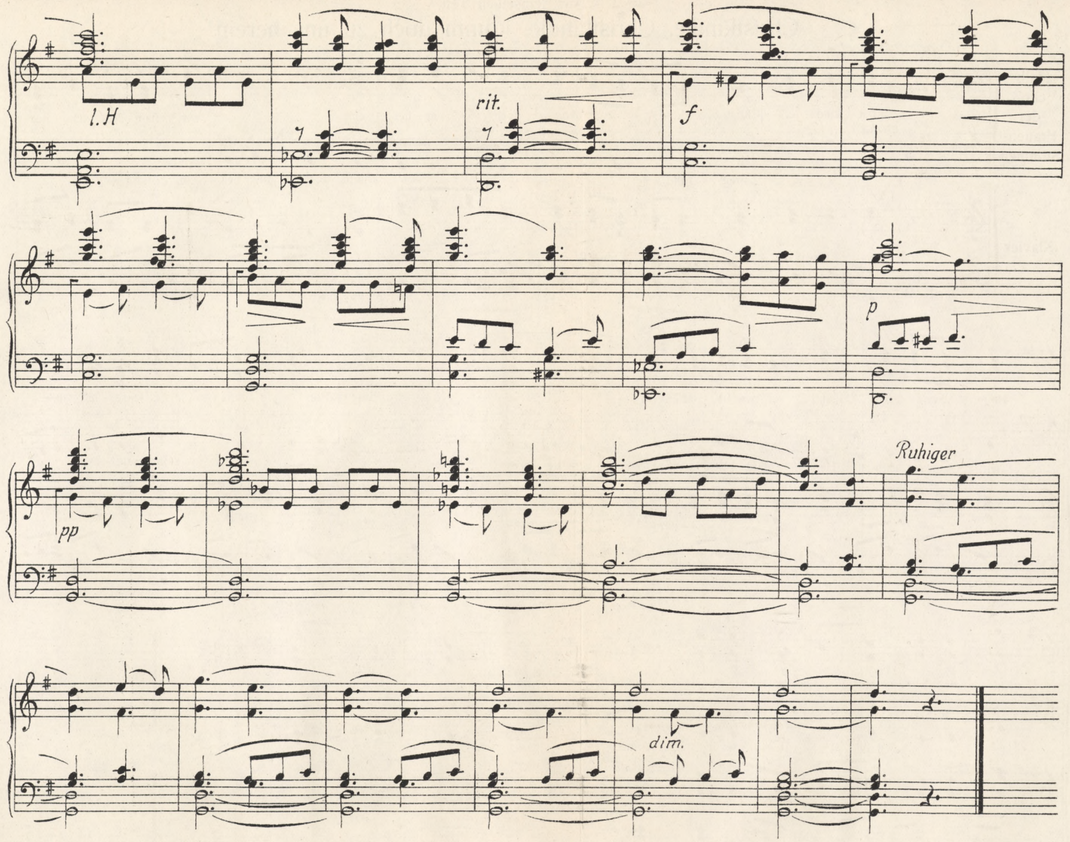
Ein Weihnachtsoratorium

Orchesterzwischenspiel aus dem 2. Teil „Die Geburt Christi".
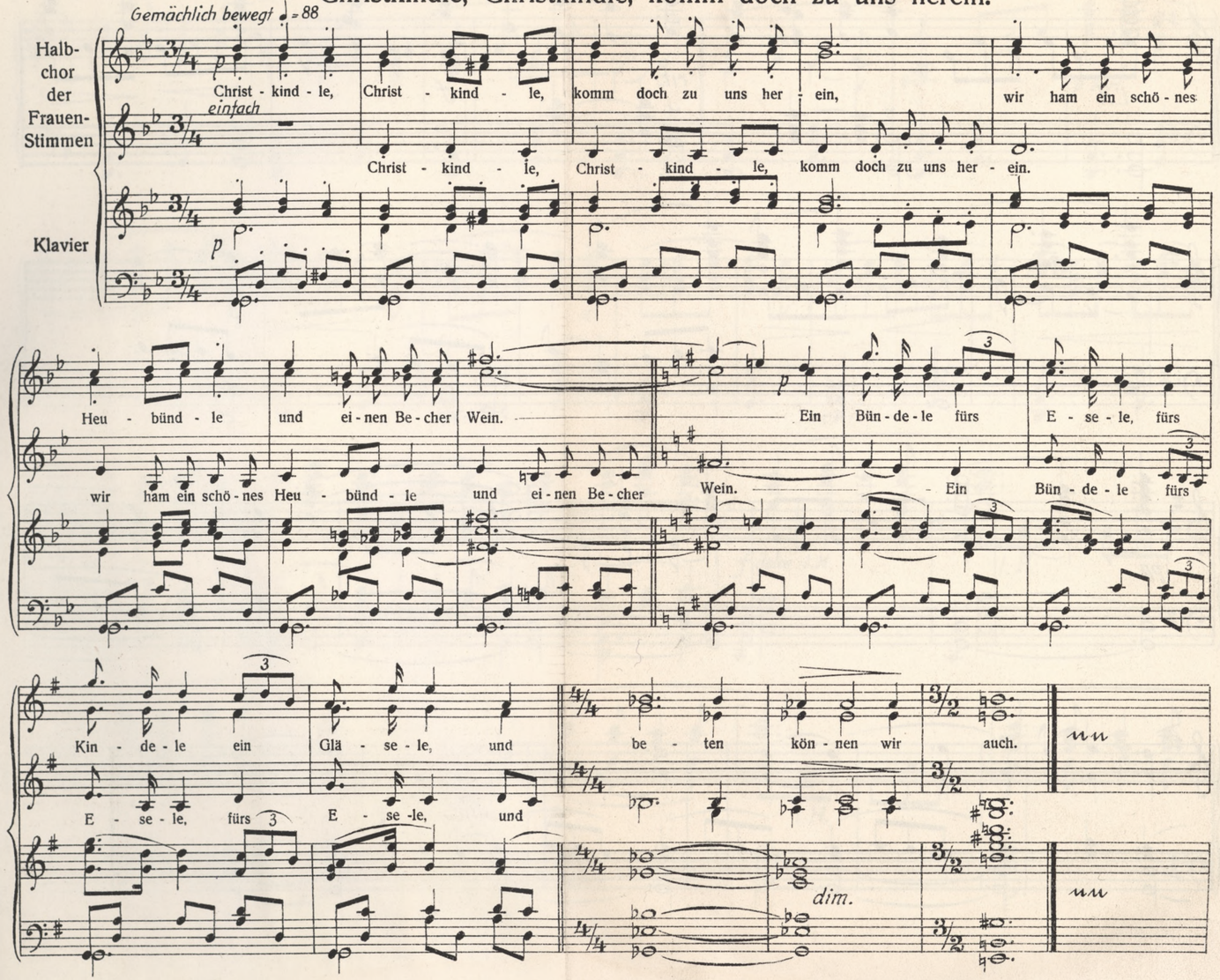


* Der Abdruck erfolgt mit gütiger Erlaubnis des Verlages Kistner und Siegel in Leipzig. Der kl. Ausz. erscheint hier in vereinfachter Form.


p zart
pp
mf
f dolce l.H.
l.H.
l.H.
l.H.
l.H.
p.


l.H
rit.
f
p
pp
Ruhiger
dim.

Aus demselben Teil.

Christkindle, Christkindle, komm doch zu uns herein.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
D 1281/XII
013-001285-00-0